

Münchner Feuilleton

Jetzt abonnieren!

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

OKTOBER · NR. 12 · 13.10. – 09.11.2012 · 2,50 EURO · www.muenchner-feuilleton.de

TANZ SEITE 4

Es ist nie zu spät für München

Das Festival »DANCE 2012« will es den Münchnern zeigen. Ein Gespräch mit Kuratorin Nina Hümpel über Klassiker, Kulinarik, Strukturen – und über besten Tanz.



Drumming Live 2012 | © Herman Sorgeloos

LITERATUR SEITE 11

Gott ist nicht allmächtig

Mag so manchen Leser der Abschiedsschmerz von Kommissar Barbarotti plagen, Håkan Nesser treiben ganz andere Fragen um. Ein Gespräch.

BÜHNE SEITE 17

Das Metropoltheater

Wie wird eine freie Bühne am Stadtrand quasi zum vierten Münchner Stadttheater? Eine außergewöhnliche Erfolgsgeschichte.



Hubert Schedlbauer | © Juliane Zitzlspenger

FILM SEITE 22

»Die sehen doch alle gleich aus«

Gegründet wurde das Asia Filmfest quasi in einem Biergarten. Ein Gespräch mit den Machern Manuel Ewald und Armin Schmidt.



Flying Swords | © Distribution Workshop

MUSIK SEITE 29

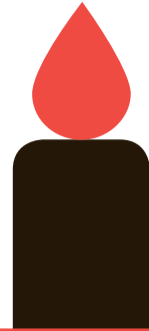
Indie aus der Blumenstraße

Das junge Musiklabel Flowerstreet Records veröffentlicht herrlichen Indie-Pop und hat sich in wenigen Jahren zu einer festen Größe in der Münchner Musikszene entwickelt.

IMPRESSUM SEITE 27



MÜNCHNER FEUILLETON
BREISACHER STRASSE 4 | 81667 MÜNCHEN



Mit dieser Ausgabe feiert das Münchner Feuilleton seinen ersten Geburtstag! Wir möchten allen Lesern und Abonnenten und auch all unseren Anzeigenkunden dafür danken, dass Sie uns durch dieses erste aufregende Jahr begleitet haben. Bleiben Sie uns treu! Und empfehlen Sie uns weiter. Dann machen wir auch weiterhin mit Lust und Leidenschaft das Münchner Feuilleton – für Sie.

grafik: ad

Aus Spaß am Lesen

Warum man eine Zeitung lieber selber machen sollte.

INGO MALCHER

Es ist ein vielzitiertes Satz, häufig genug wird er nicht eingehalten: »Wir machen die Zeitung, die wir selbst gerne lesen möchten.« Er wird Marion Gräfin Dönhoff zugeschrieben, lange Jahre Chefredakteurin und Herausgeberin der Wochenzeitung »Die Zeit«. Gut möglich, dass es in der Tat so einfach ist: Man muss das machen, woran man als Leser selber Freude hätte.

Aber hat man überhaupt eine andere Wahl? Wahrscheinlich nicht. Dass man sich selbst mit dem Produkt, für das man schreibt, identifiziert, ist die Voraussetzung dafür, dass man es mit Energie macht. Jene Zeitung zu entwerfen, die man sich sonntagnachmittags zu lesen wünscht, ist ein Erfolgsrezept. Ein anderes gibt es nicht. Denn wozu würde man sich sonst lange am Schreibtisch quälen?

Es fällt auf, dass es vor allem unabhängige Verlage sind, die sich trauen zu glauben, dass es in dieser Welt Gleichgesinnte gibt. »brand eins«, »Emma«, »11 Freunde«, »Dummy«, »Missy«, »Landlust« – alles Printprodukte, die von Menschen erfunden wurden, die am Kiosk genau eine Zeitschrift vermisst haben: diejenige, die sie dann selber machten.

Niemand sagt, dass das einfach ist. Die Entwicklung verschlingt viel Geld, die Gründungsredakteure redigieren nicht nur Texte, sie kümmern sich um Druckereiaufträge, Anzeigenkunden, machen die Buchhaltung, sind oft genug ihre eigenen Computertechniker und Hausmeister. Nicht zu vergessen das leidige Thema Geld. Jedem ist bewusst, dass

die nächste Ausgabe die letzte sein könnte. Aber wenn das so ist, dann will man sich erst Recht nicht dafür schämen müssen. So wächst eine Gemeinschaft der Autoren und Redakteure.

Tatsächlich scheint es ja so zu sein: Je mehr Geld jemand hat, desto weniger will er es verlieren – und desto weniger Risiko geht er ein. Auf die Verlagsbranche trifft das zu wie auf kaum eine andere. Auch die jüngsten interessanten Zeitungsnugründungen gehen auf unabhängige Journalisten zurück, die einfach das Blatt machen wollten, das sie gerne lesen würden: In München das »Münchner Feuilleton«, dessen Geburtstag wir gerade begehen, in Stuttgart das Blatt »Klartext«.

Man stelle sich vor, was los wäre, wenn in etablierten Verlagen ein solches Blatt entwickelt würde: »Gibt es nicht einen Titel, dessen Rechte wir kaufen können? Dann hätte man wenigstens schon mal die Marke?« – »Ist da auch alles drin? Nachrichten, Erotik, Kultur?« – »Spricht es Jung und Alt an?« – »Was sagen die Fokus-Gruppen?« – »Was fehlt den Anzeigenkunden?« Fragen über Fragen, die zur Zufriedenheit beantwortet werden müssen. Und selbst dann stellt man oft genug fest: So manchem Blattmacher will es nicht gelingen, seinem Leser zu erklären, warum er ausgerechnet dieses Magazin, diese Zeitung braucht.

Das ist kein Unvermögen. Eher Mutlosigkeit. Wer Haltung zeigt, sowohl bei der Thementauswahl, als auch bei der Meinung, die er

äußert, kann anecken. Aber genau damit verschafft er sich auch Respekt. Diesen Mut zu haben, ist jenen Zeitungen gemein, die auf Initiative von Journalisten gegründet wurden. Und es ist dieser Mut, der sie unverwechselbar macht. Dort, wo sich Autoren zusammengefunden haben, um gemeinsam eine Zeitung zu machen, weil sie etwas zu sagen haben, dort lebt die Freude am Journalismus. Es ist ein Journalismus, der nicht kalkuliert und nicht vorsichtig abwartet. Es ist ein Journalismus, der keine Angst davor hat, Position zu beziehen. Wahrscheinlich ist es gerade diese Freiheit, die zu besonderen Leistungen anstachelt, die dann von den Lesern belohnt werden.

Ob zu diesem Zweck ein Artikel auf Papier gedruckt wird oder digital erscheint, ist nicht das Entscheidende. Das Medium, das einen Gedanken transportiert, ist egal. Wichtig ist die Botschaft. Daher bedeutet das Internet auch nicht das Ende des Journalismus. Solange der Leser versteht, warum er etwas lesen soll – nämlich weil er es gerne liest, er etwas erfährt, was er noch nicht wusste, er auf neue Gedanken kommt, etwas erklärt bekommt – solange wird er auch lesen. Das haben wir als Journalisten selbst in der Hand. Solange wir die Zeitung machen, die wir selbst gerne lesen. ||

Ingo Malcher ist Redakteur bei dem Monatsmagazin »brand eins« in Hamburg.

|| Achtung neu! www.muenchner-feuilleton.de ||

Anstand **wagen**

Der Islam, die Meinungsfreiheit und die Demokratie.

Ein verregneter Samstagnachmittag auf dem Münchner Orleansplatz: Unter einem Partyzelt hat sich ein kleines Häuflein Menschen versammelt. Ein Mann hat ein Megaphon auf den Döner-Imbiss gegenüber gerichtet. Vor dem Imbiss sitzen und stehen ein paar orientalisch aussehende Männer. Thema des Megaphon-Manns: Kein Moscheebau in München! Keine muslimischen Kulturzentren! Er warnt vor Überfremdung und Terrorgefahr. Die Männer vor dem Imbiss ignorieren den Redner. Zwischen ihnen sitzt ein Rollstuhlfahrer mit langem Haar. An der Stuhllehne ist eine Papptafel

befestigt, auf der in krakeliger Schrift steht: Kein Moscheebau am Stachus! Publikum ist sonst keins da. Ein paar Polizeibusse stehen herum. Mehr Beamte als Passanten sind unterwegs. Diese groteske Mini-Kundgebung geht auf das Konto der »Bürgerrechtspartei für mehr Freiheit und Demokratie«, kurz: »DIE FREIHEIT BAYERN«. Der Redner ereifert sich gegen »Überfremdung« und »Islamisierung in Bayern«. Freiheit schon, aber Religionsfreiheit bitte nicht? Demokratie ja, aber keine Vielfalt?

Leben und leben lassen – das ist eine der bayerischen Grundmaximen. Auf der einen Seite. Auf der anderen Seite keimt das Misstrauen gegenüber allem, was irgendwie fremd ist. Die These »Mehrheiten brauchen Minderheiten, um sich ihrer selbst sicher sein zu können« war zentrales Thema einer Veranstaltung der Offenen Akademie der Münchner Volkshochschule in Zusammenarbeit mit der Landeshauptstadt München, der Evangelischen Stadtkademie und dem Bayernforum, bei der der Antisemitismus- und Antiislamismusforscher Prof. Wolfgang Benz, Dr. Miriam Heigl (Fachstelle gegen Rechtsextremismus der Landeshauptstadt München) und Dr. Sabine Schiffer (Institut für Medienverantwortung Erlangen) gemeinsam über die Frage »Bedroht uns der Islam?« diskutierten. Der Diskurs über »Neue Dimensionen des Rechtsextremismus« wird im März 2013 fortgesetzt.

WOLFGANG BENZ

Der Anblick brüllender und tobender Muslime, die eine Botschaft stürmen, um Rache für die angetane Schmach zu nehmen, ist höchst unerfreulich. Und man fragt sich beim Anblick des Aufruhrs zweierlei. Ob es stimmt, dass Muslime gewalttätig sind, wofür sie offensichtlich gerade wieder Beweise erbringen. Oder ob sie Opfer einer Provokation sind, die kein anderes Ziel hat, als die »Wut der Muslime« (wie die Berichte in den westlichen Medien betitelt sind) zu zeigen, um sie zu denunzieren. Dazu wird die Wut angefacht von engstirnigen Urhebern und wachgehalten von Nutznießern wie den rechtsradikalen politischen Sekten, die sich dafür starkmachen, dass ein dubioser Film öffentlich gezeigt wird.

Zu Recht sind uns fundamentale und fanatische Gefühlsäußerungen suspekt, die von Massen agiert werden, die offensichtlich von dogmatischen Überzeugungen, Glaubensinhalten, Wahrheiten leben. Von Emotionen geleitet, sind sie rationalen Argumenten unerreichbar. Sie sind deshalb aber nicht barbarisch und gewalttätig aus Veranlagung oder in Beobachtung ihrer Religion. Sie leben aber möglicherweise in einer manichäischen Welt, die nur Gute und Böse kennt, wobei das Gute stets für das Eigene, das Böse aber für die Anderen, die Fremden steht. Fundamentalistisches Agieren, das den Regeln eines hermetischen Systems folgt, hält die Welt gerade wieder in Atem. Entrüstete Muslime zeigen ihren Zorn über die ihrer Religion und damit ihnen ganz persönlich zugefügte Beleidigung, ihren Zorn über einen elenden Film aus den USA, über Mohammed-Karikaturen in einem französischen Satiremagazin, über mediale Ereignisse, die sie kränken, die stets aus dem Westen kommen, die dort nur aus einem Grund entstanden sind, nämlich dem, Muslime zu beleidigen. Allerdings im Namen der Aufklärung, zur Verteidigung der Meinungsfreiheit, zur Beförderung demokratischen Bewusstseins und anderer Werte, wie die Urheber versichern, wenn man sie nach ihren Beweggründen fragt oder sie Brandstifter nennt.

Die Muslimfeinde im Westen leben in einer ebenso manichäischen Welt wie die Verteidiger ihres Glaubens. Hier sind aber die Menschen des islamischen Kulturkreises die Bösen und die Vertreter der westlichen Zivilisation die Lichtgestalten. Die als negativ empfundene Eigenart der jeweils »Anderen«, kulturell, ethnisch, religiös

der Menschen in einer komplexen Gesellschaft eine latente Bedrohung.

Die Schreckensbilder sind nicht neu. Eine dänische Provinzzeitung hat vor Jahren mit bösen und beleidigenden Mohammed-Karikaturen die Spirale der Gewalt in Gang gesetzt, die von anderen – immer wegen einer Meinungsfreiheit, die sie im Schilde führen, die aber überhaupt nicht in Gefahr ist – in Bewegung gehalten wird. Den Aufklärungseffekt durch Beleidigung einer Religion sucht man vergeblich, bei der Verunglimpfung des Propheten dänischer Provenienz war er nicht zu entdecken, beim Film »Fitna« des niederländischen Rechtsradikalen Geert Wilders auch nicht. Und ebenso wenig bei dem jüngsten islamfeindlichen Machwerk »Die Unschuld der Muslime« aus den USA. Das Perfide daran ist der Anspruch, mit scheinbar rationalen Argumenten »dokumentarische Beweise« zu erbringen, dass der Islam eine gefährliche Religion, eine Ideologie der Gewalt sei, dass er die westliche Gesellschaft unterjochen wolle. Ein Kollektiv aller Muslime dieser Erde wird dazu konstruiert, ein Kollektiv, das es so nicht gibt, das aber angeblich gemeinsam und einmütig mit aller Kraft an nichts anderem arbeitet als an der von ihrer Religion angeblich gebotenen Eroberung der Welt.

Dass die aus Ressentiments und Feindbildern roh zusammengehauenen Konstrukte der Muslimfeindschaft Produkte des Hasses sind, die weiteren Hass erzeugen wollen, spielt bei einem Publikum, das von Ängsten und Sorgen geplagt einfache Welterklärungen sucht, das Schuldige benannt sehen und das Bewusstsein der eigenen Überlegenheit gestärkt wissen will, keine Rolle. Das zeigte der Fall Sarrazin, den die Akklamation für seine Thesen zu Ruhm und Reichtum brachte. Seine Behauptungen sind zwar falsch und seine Recherchen und Statistiken halten keiner Überprüfung stand, aber er bediente Emotionen, reagierte auf verbreitete Ängste und Ressentiments und traf den richtigen Volkston.

Von Emotionen geleitet sind auch die wütenden Muslime in Pakistan oder Libyen oder im Sudan, die ihren Propheten gegen den Unglimpf aus dem Westen verteidigen. Sie sind stimuliert von Anführern, die ihre tiefe Abneigung gegen den Westen demonstrieren, gegen die zur Schau getragene Arroganz und den Reichtum derer, die mangelnde Aufklärung in den islamischen Gesellschaften beklagen und ihre Überlegenheit als Demokraten, als Aufgeklärte, als längst in der Moderne Angekommene feiern. Solchermaßen aufgestachelt agieren gläubige Muslime in schwieriger gesellschaftlicher Situation ihre Ohnmacht mit dem einzigen Mittel aus, das sie haben: Aufruhr und Gewalt. Das ist durch nichts zu entschuldigen. Aber genauso wenig Verständnis darf es für die Verursacher geben, die bewusst und bösartig provozieren. Verbote, nach denen stets gerufen wird, wenn Vermeidbares geschieht, hel-



oder wie auch immer definiert, dient der Hebung des eigenen Selbstbewusstseins und fixiert es durch die Gewissheit, dass diese Anderen nicht integrationsfähig oder assimilationsbereit oder von ihrer Konstitution her kriminell, asozial und aggressiv sind, bis hin zu Verschwörungsphantasien, nach denen eine Minderheit Dominanz über die Mehrheit erstrebe.

Die Stereotypen in der Wahrnehmung von Minderheiten dienen der Selbstvergewisserung der Mehrheit und der Fortdauer des prekären sozialen Status der jeweiligen Minorität. Sozialpsychologisch ist die Existenz von Ressentiments und deren Attraktivität leicht zu erklären, ebenso das gesellschaftliche Bedürfnis nach Feindbildern. Das dadurch gestaute Konfliktpotenzial ist erheblich und bedeutet für das Zusammenleben



grafik: aw

fen nicht. Wenn es den Brandstiftern an Einsicht und Anstand fehlt, muss man sie öffentlich ächten. Und man muss nach den Ursachen und Mechanismen fragen, mit denen Ressentiments zu Hasstiraden werden mit allen Folgen, die wir gerade wieder demonstriert bekommen.

Wenn »der Islam«, ein durch Kultur und Religion definiertes Kollektiv höchst unterschiedlicher Menschen in vielen Religionen, als große Gefahr für das christliche Abendland (oder weniger altmodisch ausgedrückt, für die moderne westliche Zivilisation) dargestellt wird und entsprechend wahrgenommen werden soll, dann bedarf es der Beweise. Der Anschlag vom 11. September 2001 hat erhebliche Mobilisierungskräfte freigesetzt und die Islamfeindschaft enorm belebt. Rechtspopulisten predigen seither, und von Ängsten geplagte Bürger glauben ihnen, dass das Verbrechen in New York im Namen der Religion und vermeintlich deshalb als Erfüllung religiöser Gebotes erfolgte. Das ist aber für Besonnene nicht stichhaltig. Sie verweisen darauf, dass eine terroristische Minderheit Religion missbraucht hat, um Krieg gegen die Mehrheit nicht nur der Nichtmuslime zu führen: Denn die Distanzierung der Mehrheit aller Vernünftigen, Muslime wie Nichtmuslime, von den Untaten ist ja Tatsache.

Wirkung und Erfolg rechtspopulistischer Demagogen beruhen auf der Diffamierung von Muslimen, dem Auftreten, der Rhetorik, und der Agitation der Vordenker – nicht auf Argumentation. Mit der monotonen Wiederholung einer einzigen Überzeugung, der vom Islam ausgehenden Gefahr werden die Ängste einer wachsenden Gemeinde bedient. Dafür werden die »Beweise« erzeugt in Gestalt einer dubiosen Traktatliteratur und von Filmen.

Auch Geert Wilders, das Vorbild deutscher Rechtspopulisten, hat den Nachweis seiner Kompetenz in Sachen Islam selbst geschaffen in Gestalt eines Films mit dem Titel »Fitna«. Da kein Sender das im Umfang wie in der Aussage dürftige Elabrorat Wilders' ausstrahlen wollte, stellte er es Ende März 2008 ins Internet. Seine Anhänger berufen sich seither auf den »Dokumentarfilm«, der freilich außer der Collage von die-eigene Überzeugung stützendem Material nichts bietet, den man deshalb, je nach dem Grad der Zurückhaltung, die man üben will, als Agitation auf niederstem Niveau, als Propaganda oder als hasserfüllte Hetze klassifizieren muss.

Das Traktat folgt dem schlichten Muster der übergangslosen Reihung von Schreckensbildern, Nachrichten, Zeitungseiten über Terrorszenen, Attentate, Drohungen, die mit Parolen unterlegt sind, um die Ziele des Islam zu belegen. Die Botschaft lautet, der Islam wolle die Welt beherrschen und sei seinem Ziel nahe. »Bewiesen« wird die Absicht durch die üblichen Hinweise auf den Koran. Entsprechende Zitate (deren Richtigkeit und Wortlaut vom Betrachter nicht zu verifizieren ist) dienen als Gliederungselemente. Illustriert werden die Koranverse durch Bilder vom Anschlag auf das New Yorker World Trade Center am 11. September 2001, unterlegt mit Schreien der Opfer, durch Fotos nach Selbstmordanschlägen, die zerfetzte Körper und zerstörte Autos zeigen, durch einen hasspredigenden Imam, der mit einem Säbel fuchtelt, um die Notwendigkeit des Jihad zu erläutern.

Fetzenhafte Statements, Zitate, Schlagworte sollen von der Gefährlichkeit des Islam überzeugen. Anstelle von Argumenten werden die jedem Stammtisch geläufigen Assoziationen geboten, nach denen der Islam kurz vor der Machtübernahme in Europa stehe. Hinweise auf Ehrenmorde oder die Unterdrückung muslimischer Frauen fehlen ebenso wenig wie die Sta-

tistiken, die wie rapide die muslimische Bevölkerung im christlichen Abendland zunimmt. Die Szenenfolge ist in der Machart dem übelsten nationalsozialistischen Agitationsfilm vergleichbar; die gleiche Technik der Kompilation wurde vor Jahrzehnten angewendet, um die Juden durch ihre Religion zu denunzieren: suggestive Szenen wurden unter nationalsozialistischer Regie mit Appellen gegen die verhasste Minderheit geschickt verbunden, um den Abscheu des Betrachters hervorzurufen.

Es gibt keinen Grund, als aufgeklärter Bürger des Westens hochmütig auf aufgereizte und verhetzte Fromme im Orient zu weisen, die im eiskalt kalkulierten und provozierten Zorn zu Chaoten werden. In der niederländischen Kleinstadt Haren lud dieser Tage ein Mädchen zu einer Facebook-Party zu ihrem 16. Geburtstag. Ein paar Tausend Jugendliche kamen, verwandelten sich in gewalttätigen Mob, der marodierend durch die Straßen zog, Autos anzündete, Geschäfte plünderte.

Es gab Ver- und erhebliche Verwüstungen. Das ist einer Zwölf-Zeilen-Meldung der dpa zu entnehmen, aus der man lernen kann, wie leicht es ist, friedliche Bürger in tobende Gewalttätige zu verwandeln. Das funktioniert also auch außerhalb der angeblich so rückständigen islamischen Gesellschaften des Orients.

Der Historiker Wolfgang Benz leitete bis März 2011 das Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin. 1992 erhielt er den Geschwister-Scholl-Preis. Wolfgang Benz ist Mitbegründer und Herausgeber der »Dachauer Hefte«. Im September 2012 erschien sein neues Buch »Die Feinde aus dem Morgenland. Wie die Angst vor den Muslimen unsere Demokratie gefährdet« (Beck Verlag).

WETTBEWERB des Kulturreferates zur Kunst im öffentlichen Raum:

»ERKUNDUNGEN. ORTE – PLÄTZE – RÄUME«

Einsendeschluss: **30. November 2012**
 Informationen zur Ausschreibung unter:
www.muenchen.de/kunst
 Email: kunst-wettbewerb@muenchen.de

 Kunst im öffentlichen Raum – ein Programm des Kulturreferates

Anzeige

HEFT 7 · SPIELZEIT 2012/13

volks mund
DAS VOLKSTHEATERMAGAZIN

HALTUNG ZEIGEN
Ein Heft über das, was wirklich wichtig ist.

out now

Jetzt im Münchner Volkstheater. Ganz umsonst.

Es ist nie zu spät für München

Ganz entspannt: Nina Hümpel, die gemeinsam mit Dieter Buroch das Festival »DANCE« kuratiert, freut sich auf diese Herbstferien. Die Münchner sollen mit Künstler-Küche verwöhnt werden – und mit den besten Tanzproduktionen, die bisher an der Isar nicht zu sehen waren, etwa aus der Tanzwunder-Region Flandern. Auch Informationsangebote im Rahmenprogramm wollen ein größeres Publikum anziehen, denn das ist es, was der Tanz in München verdient. Ein Gespräch.

THOMAS BETZ

»DANCE 2012« hat das Motto »Zeigen, was wichtig ist«. Was wollen Sie vermitteln?

Wir wollten kein Themenfestival machen, sondern wichtige Produktionen zeigen, die hier nicht gezeigt werden, obwohl München sich immer auf die Fahnen geschrieben hatte, eine Tanzstadt zu sein. Wir zeigen, was wichtig ist, an Künstlern, an Themen, für das Publikum der Stadt. Das bezieht sich auch auf die Entwicklung des Festivals. Als es damals von Bettina Wagner-Bergelt und Hortensia Völckers gegründet wurde, hatte das Festival ein ganz wichtiges Standing in Europa und eine große Bedeutung. Hier konnte man Leute wie VA Wölfl entdecken oder Wim Vandekeybus zum ersten Mal sehen, und an diese Relevanz würden wir gerne anknüpfen und erinnern.

Warum gehen Ihrer Ansicht nach wichtige Produktionen an München vorbei? Sie kennen nun alle Spielstätten, die Verantwortlichen dieser Spielstätten, das Kulturreferat – wie kann es sein, dass man wirklich sagen kann, DV8 war aktuell überall, kam aber nicht bis München – woran liegt das?

Es ist auch eine Frage des Geldes. München gibt viel Geld für Hochglanzkultur, weniger für zeitgenössischen Tanz. Das Staatsballett hat viel Geld, bringt dafür auch viele interessante zeitgenössische Produktionen heraus, zeigt aber kaum Gastspiele, und für kleinere Initiativen, wie »Access to Dance«, sind solche wirklich großen, relevanten Produktionen einfach zu teuer. Es gibt hier kein Performing-Arts-Center, es gibt hier kein Tanzhaus; es gibt hier Initiativen und Festivals, die wirklich gute, glückliche Produktionen im Bereich Tanz hervorbringen. Aber es fehlen Produktionen, die ein Türöffner für ein Publikum sind, das nicht zur eingeschwoenen Szene gehört, und über die das überregionale Feuilleton berichtet.

An welchem Punkt steht dieses Festival »DANCE«?

Als Dieter Buroch und ich einstieg, haben wir die Relevanz dieses Festivals im internationalen Kontext etwas überschätzt. Wir dachten, wenn sich ein Künstler zwischen zwei Festivals entscheiden müsste, dann würde er »DANCE« wählen. So ist es nicht. Daran arbeiten wir, auch mit kunstinteressierten Menschen aus anderen Bereichen, mit den Kammerspielen, die

ihre Tanzproduktionen auch dem Schauspielpublikum nahebringen. Deswegen kooperieren wir auch mit dem Residenztheater, weil das Festival nicht in der Art und Weise in der Stadt verankert ist, wie wir uns das wünschen würden. Auch deswegen ist es schwer, Finanzpartner und Förderungen zu finden, Kooperationspartner zu gewinnen, die mehr als nur ein Haus geben, sondern auch bereit sind, für eine brillante Produktion noch Gelder dazu. Das Festival ist an einem Punkt, wo es gar nicht so leicht ist, es zu führen.

Im Hinblick auf die Außenwahrnehmung?

Diese Erfahrung haben wir gemacht.

Wie können Sie das verändern?

Wir wollen das Festival möglichst weit öffnen. Mit der Theaterwissenschaft München der LMU haben wir das Projekt »Rent an Expert« ins Leben gerufen, bei dem es darum geht, auch das Publikum zu schulen. Es ist ein Vermittlungsprojekt, von dem zwei Seiten profitieren, einerseits junge Tanzwissenschaftlerinnen, die die Chance haben, sich erstmals in Publikumsgesprächen zu präsentieren, die bloggen werden, die vor allem aber in Privatgesprächen einem interessierten Publikum zur Verfügung stehen, das sich eventuell nicht traut, seine Fragen im größeren Rahmen bei den Künstlergesprächen zu äußern. Im persönlichen Austausch können auch vermeintlich naive Fragen gestellt werden, man tauscht sich aus.

Wie spiegelt sich der Vermittlungsaspekt im Aufführungsprogramm?



»Drumming Live« | Anne Teresa De Keersmaeker/ Rosas/ Ictus Ensemble | Herman Sorgeloos || »We saw monsters« | Erna Omarsdóttir | © Bjarni Grimsson || »Monkey Sandwich« | Wim Vandekeybus/ Ultima Vez | © Danny Willems/DEF

»Zeigen was wichtig ist« meint auch ganz schlicht Qualität. Dieter Buroch und ich, wir haben festgestellt, dass sich in zwei kleinen Ecken dieser Welt in sehr, sehr kleinen Enklaven, nämlich einmal in Flandern und auf der anderen Seite in Quebec, seit dreißig Jahren kontinuierlich innovativer, herausragender zeitgenössischer Tanz entwickelt. Und zwar in jedem Jahrzehnt und immer in der Art und Weise, dass es Tanzgeschehen weltweit beeinflusst. Wir zeigen mit Anne Teresa De Keersmaeker, Wim Vandekeybus und Jan Fabre Gründer dieses Tanzwunders Flandern, dann eine zweite Generation mit Choreographen wie Sidi Larbi Cherkaoui oder auch Erna Omarsdóttir, bis hin

zu einer ganz jungen Generation, die aus De Keersmaekers Schule P.A.R.T.S. kommt. Das heißt, dass es einerseits eine Traditionslinie gibt und sich andererseits in jedem Jahrzehnt, in jeder Generation wirklich neuartige Aspekte, neue Qualitäten entdecken lassen. In Diskussionen, Panels und einem Symposium wollen wir fragen, wie entsteht denn guter Tanz? Und dafür ist Flandern ein sehr gutes Beispiel.

Diese belgische Szene arbeitet auch interdisziplinär eng zusammen: Für De Keersmaeker hat Dries van Noten die Kostüme entworfen. Kann man daraus Rezepte für die Münchner oder die bayerische Szene entwickeln?

Also an Rezepten glaube ich nicht, außer an die in dem »Dance«-Kochbuch mit den Lieblingsrezepten der Choreographen, das wir beim Festival verkaufen. Aber ich glaube, dieses Phänomen ist es wert, genau untersucht zu werden.

Es ist also noch nicht zu spät für München?

Es ist nie zu spät für München. Wir haben zum Abschluss des Festivals in der Spielhalle der Kammerspiele drei große Abschiedspanels. Im ersten werden die Künstler und Veranstalter der ersten Generation über die Sogkraft der Achtzigerjahre, in der diese Tanzwelle entstand, sprechen. In einem zweiten soll es darum gehen, was für eine Ausbildung es braucht für guten zeitgenössischen Tanz, und da wird Theo Van Rompay von P.A.R.T.S. mit Stefan Sixt von der Münchner Iwanson-Schule diskutieren, aber auch mit Dieter Heitkamp von der Hochschule in Frankfurt und Lutz Förster, der die Tanzabtei-

Anzeige

Was wir sehen, ist nur die Spitze des Eisbergs.

editionfünf

<p>Alice Pung Ungeschliffener Diamant Roman, Band 11 gebunden, 344 Seiten, € 19,90 Nachwort von Olga Grjasnowa</p>	<p>Beryl Fletcher Pixels Ahnen Roman, Band 12 gebunden, 360 Seiten, € 19,90 Nachwort von Silke Weniger</p>	<p>Marilynne Robinson Haus ohne Halt Roman, Band 13 gebunden, 256 Seiten, € 19,90 Nachwort von Karen Nölle</p>	<p>Marchesa Colombi Ein Bräutigam fürs Leben Roman, Band 14 gebunden, 136 Seiten, € 17,90 Einführung von Natalia Ginzburg</p>	<p>Erika Burkart Grundwasserstrom Aufzeichnungen, Band 15 gebunden, 320 Seiten, € 19,90 Nachwort von Kirsten Gleinig</p>

Leseglück zum Weitertragen. Jeden Herbst im Fünferpack.

www.editionfuenf.de

lung der Folkwang-Universität in Essen leitet. Im dritten Panel geht es um die kulturpolitische Übertragbarkeit solcher Modelle.

Apropos Kochbuch: Den Münchnern wird ja nachgesagt, dass sie gerne kommen, wenn etwas als bewährte Spitzenware anderswo eingeschätzt wird und sie es quasi nicht selber entdecken müssen, außerdem liebten sie das Kulinarische. Inwieweit ist zeitgenössischer Tanz kulinarisch?

Wir haben Klassiker wie »Drumming« und sehr sinnlich-tanztheatrale Produktionen für dieses Festival programmiert, Jan Fabre, Omársdóttir, Cherkaoui. Außerdem haben wir unser Festivalzentrum in das Café des Müllerschen Volksbades verlegt, wo es jeden Abend eine Künstlerspeise geben wird, aus unserem Kochbuch.

Wie gestaltete sich die Zusammenarbeit zwischen Ihnen und Dieter Buroch, der Jahrzehnte den Mousonturm geleitet hat und weiterhin in Frankfurt lebt?

Die Zusammenarbeit empfand ich von Anfang an als sehr gelungen und sehr produktiv, weil wir wirklich komplementär immer beide Bereiche abdecken. Dieter Buroch mit dieser enormen Erfahrung im Bereich des internationalen Tanzes, der die kleinsten, schrägsten und wildesten Produktionen bei sich im Haus hatte, aber auch die großen Produktionen gesehen hat. Ich als diejenige, die die Szene in München sehr gut kennt, auch die Kooperationspartner. Er ist derjenige, der zunächst der wesentlich Aktivere im Bereich Kalkulation und solchen Dingen war. Ich bin diejenige, die die Möglichkeiten hat, das Netz im Bereich Presse und Dramaturgie auszuweiten. Wir haben uns nicht die Welt aufgeteilt und sind zu unseren Lieblingschoreographen gefahren, sondern wir sind nach München gegangen und haben viele, viele Menschen gefragt, was sie finden, was für München wichtig sei. Unsere Zusammenarbeit fing an, indem wir uns für diese Stadt interessiert haben und für die Bedürfnisse dieser Stadt. Später sind wir selten zusammen gereist, sondern immer so, dass wir möglichst viel sehen, uns berichten konnten, und bei der Auswahl der Stücke gibt es sehr wenige Stücke, wo wir nicht komplett einer Meinung waren.

Also kein Kompromissprogramm?

Nein, aber manchmal war einer euphorischer als die andere und umgekehrt. Ich habe mich sehr für Richard Siegal stark gemacht. Da war Dieter Buroch skeptisch, weil Siegal auch mit einer großen Uraufführung beim letzten Festival zu sehen war und wir das nun quasi wiederholen. Mir lag näher, dass so ein wichtiger Künstler, der in München verortet ist, internationales Renommee besitzt und einen spannenden, forschenden Ansatz hat, auch beim Münchner Festival vertreten ist. Gemeinsam haben wir die Idee zu »Sixteen Dances« entwickelt, die einerseits jetzt zum 100. Geburtstag von John Cage ein wunderbares Projekt darstellen, andererseits aber auch wieder das Spektrum erweitern, indem wir mit dem »Orchester Jakobsplatz« und Daniel Grossmann zusammenarbeiten dürfen, was eine sehr

fruchtbare und sehr lebendige Kooperation ist. An der Ausschreibung zu diesem Projekt haben etwa 18 Münchner Künstler teilgenommen, aus denen eine Jury (Bettina Wagner-Bergelt, Katja Werner und Susanne Traub) vier Münchner Choreographen ausgewählt hat, die nun zusammen an einem



gemeinsamen Projekt arbeiten. Das finde ich sehr schön.

Die Compagnie Marie Chouinard tritt in der BMW-Welt auf. Wie kommt so eine Entscheidung zustande?

Ihr Stück war viel zu groß für jedes Haus, in dem wir es machen wollten. Die BMW-Welt hat eine tolle Bühne, ein Haus, in dem man sämtliche Stühle versetzen, Wände aushebeln kann und mit dem man wirklich zaubern kann. Als Partner haben sie so einen Spaß entwickelt, diese Produktion mit ihrem komplizierten Bühnenaufbau in ihr Haus zu bringen, dass sich eine ganz wunderbare Zusammenarbeit entwickelt hat.

Kann man in München noch neue Räume aufstufen, Entdeckungen machen?

Eher in umgekehrter Weise, denn viele der großen Schauspielbühnen, wie die Kammerspiele, können bestimmte Produktionen gar nicht fassen. Auch die Produktion von Cherkaoui benötigte einen enormen Technikaufwand und große Phantasie unseres wunderbaren technischen Leiters Werner Kraft, um sie aus einem riesigen Steinbruch bei Avignon in den Carl-Orff-Saal zu bringen. Wir haben nicht tolle neue Räume für den Tanz entdecken können, sondern wir entdecken mehr und mehr, dass es tolle Räume für Tanz bräuchte.

Wie groß sollte denn so ein Haus dimensioniert sein?

Das sollte man so planen, dass die Tonnen- und Jutierhalle möglichst nicht kleinteilig in kleine Stockwerke oder Container zerlegt werden. Zeitgenössischer Tanz braucht Raum. Gerade die großen Produktionen lassen sich nicht in kleine oder ungünstige Räume verpflanzen. Man braucht wirklich Hallen oder Industriegelände.

Wie stehen Sie zu dem Zeitpunkt des Festivals im Spätherbst?

Einerseits ist das eine schöne Zeit, weil alles wieder beginnt. Schule, Spielzeitbeginn.

Wenn das »DANCE«-Festival aber ein gewisses Flair entwickeln will, wie bestimmte Festivals in Israel oder in Montreal, dann müsste es auch im Sommer stattfinden, weil München eine Sommerstadt ist. Dann wäre man auch nicht immer der letzte in der Reihe der großen Festivals.

Der ideale Zeitpunkt wäre also Ende Juni und in einem Partnertandempaket mit Salzburg?

Warum nicht? Man könnte koproduzieren.

Es gibt Stimmen, die fragen, warum legt man nicht mehrere kleine Festivals, die alle in den Ferien spielen, zu einem großen Festival zusammen?

Man muss sich das genau überlegen, wenn man so eine Mischung vorhat. Aus »Tanzwerkstatt Europa« und »Dance« könnte durchaus ein belebendes, attraktives Programm werden, aber je mehr Festivals man hat, desto kontinuierlicher ist Tanz in der Stadt zu sehen.

Richard Siegals »Black Swan« ist – neben »Sixteen Dances« – die einzige Uraufführung im Programm.

Ja, das ist schön. Aber es geht uns nicht in erster Linie um Aktualität: Wir wollen Qualität zeigen, und deswegen haben wir die ältere Produktion von Vandekeybus eingeladen, die als die beste Produktion der letzten fünf, sechs Jahre gilt. Auch von Fabre gibt es aktuellere Produktionen. Wir wollen guten Tanz zeigen. Nicht den aktuellsten Fabre, Platel, Vandekeybus, sondern möglichst den besten der letzten Jahre. ||

DANCE 2012 startet am 25. Oktober im Gasteig und bietet bis 4. November über 40 Veranstaltungen an 8 Spielorten. Alle Informationen unter www.dance2012.de

Arm, aber sexy?

Eine Ausstellung im Gasteig zeigt während des Festivals »DANCE«, wie die Kulturation Deutschland ihre Künstler honoriert. Da sollte man doch lieber eine Banklehre machen.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

718 Seiten. Kleindruck. Wer liest denn so was? Die Regisseurin Gesche Piening und der Designer Ralph Drechsel haben den »Report Darstellende Künste« durchgearbeitet, der jede Menge Daten und Statistiken zur Lage der Theater- und Tanzschaffenden in Deutschland enthält. Eine richtige Fleißarbeit, sich da durchzuwühlen.

Übersichtlich geworden ist dafür die Wanderausstellung »Brenne und sei dankbar«. Auf zwölf Plakaten haben Piening und Drechsel schlaglichtartig die Lebens- und Arbeitsbedingungen darstellender Künstler visualisiert. Premiere hatte die Ausstellung in der Akademie der Künste in Berlin. Die Resonanz ist groß, drei Sätze Plakate touren durch die Lande. Sie sollen vor allem in Theatern und Schauspielschulen gezeigt werden, um beim Publikum die Arbeitsbedingungen publik zu machen und das Bewusstsein der Betroffenen zu schärfen. Die Besucher in Berlin reagierten teilweise sogar erleichtert, weil vielen klar wurde, dass es anderen Künstlern genauso (mies) geht wie ihnen selbst. Piening sieht in der Ausstellung vor allem ein politisches Instrument. Künstler seien nur Vorreiter für sogenannte flexibilisierte Arbeit, meint sie, und die würde bald zum gesamtgesellschaftlichen Problem.



Im Planetensystem öffentlicher Haushalt existiert ein kaum sichtbarer Punkt. Das sind die Ausgaben für die freie Theater- und Tanzszene. Die kriegt vom gesamten Kulturretat 0,3 bis 2,5 Prozent ab. 101 Euro gibt die Kulturation Deutschland pro Kopf der Bevölkerung im Jahr für alle Künste aus. Damit liegen wir unter 20 europäischen Ländern auf Platz 14 nach Estland, Spanien, Italien und Slowenien.

© TESTSET 2012

Zwischen zwei Jobs landet der darstellende Künstler bei Hartz IV, wenn er nicht kellnert oder Klos putzt. Kreativen Output und handwerkliches Geschick benötigt er für die wegweisenden künstlerischen Arbeiten, die von ihm erwartet werden. Das Ganze natürlich für ein nicht garantiertes Honorar. 85 Prozent der Künstler verwenden zusätzlich Eigenmittel für ihre Produktionen, Ersparnisse, Geerbtes, lösen Lebensversicherungen auf. Sieben Prozent nehmen sogar Kredite auf.

Verdient wird unter solchen Umständen ca. 40 Prozent weniger als im Bundesdurchschnitt, Frauen haben noch mal 33 Prozent weniger. Altersarmut ist für Künstler keine Gefahr, sondern Realität. Die Durchschnittsrente von 427,50 Euro nach 45 Versicherungsjahren reicht in München noch nicht mal für die Miete. Was der Staat an Kulturausgaben spart, darf er später in Form von Grundsicherung an die Künstler auszahlen. Immerhin die Hoffnung haben sie. Also brenne und sei dankbar! ||

BRENNE UND SEI DANKBAR

Gasteig, Foyer Carl-Orff-Saal | Eröffnung 25. Oktober, 19 Uhr | bis 3. November | täglich 8–23 Uhr | Eintritt frei

Prozesse und Momente

Ein Blick auf zwei neue Tanzstücke von Protagonisten der Münchner Szene.

KATJA SCHNEIDER

Von außen betrachtet waren die Umstände so günstig wie lange nicht: Sabine Glenz wurde in diesem Jahr mit dem Förderpreis Tanz der Stadt München ausgezeichnet und hielt eine Carte blanche für die Tanzwerkstatt Europa. Mit einer Uraufführung in das Sommerfestival eingeladen zu werden, das kann durchaus als Auszeichnung verstanden werden. Hat sie auch verdient. Über die Jahre verstand es Sabine Glenz hervorragend, intensive Bewegungsschiffen in pulsierende Räume einzulassen. Emotional verdichtet, mit dem Equilibre des Schwebenden.

Jetzt also »Wucht«: eine Choreographie von und mit Zufit Simon, Markus Kunas, Philip Bergmann und Umzugskartons, die geplättet, wiederaufgestellt oder als Häuschen im i-camp herumgeschoben werden. Einer hängt als bemaltes, schwingenschönes Objekt von der Decke, das Zufit Simon gestaltet hat. Auf Videofilmen von Manuela Hartel sieht man die drei, wie sie im kreativen Prozess ihre Pappwelten herstellen, schneiden, malen, tuckern. Auf der Bühne überzeugt vor allem Zufit Simon, die mit reduziertem Material durchaus energetische Wucht entfaltet. Sie ist sparsamer eingesetzt als Kunas (dem Choreographenkollegen Stefan Dreher das Material auf den Leib geschneidert hat) und Bergmann, der sich als witzige Comicfigur inszeniert, aber am Premierenabend erbärmlich schniefte, so dass man ihm gerne ein Taschentuch in die Kulisse gereicht hätte. Auch an Robert Merdzos Klangspur fehlt sich nichts. Aber »Wucht« bleibt über weite Stellen ein Nebeneinander mit punktuellen



In this very moment | Foto: Dorothee Elfring

Berührungspunkten. Was aber vor allem schade ist: dass Glenz' Gespür für den Raum sie hier im Stich gelassen hat.

Ganz anders verhielt es sich bei Stephan Herwigs neuem Abend »In this very moment«. Im Schwere Reiter umrahmen Stühle die langgezogene Tanzfläche und dahinter schwarze Vorhänge, die anfangs wie auf einer südlichen Terrasse zusammengehalten wurden und kurz vor Beginn zu Cole Porters Song »From this moment on«, lässig intoniert von Frank Sinatra, eilig gelöst wurden. Dann Stille und Auftritt von Anna Fon-

tanet, Sonia Zini, Mathias Schwarz und Herwig selbst, in hellen Shirts und Jeans. Sie stehen in lockerem Kreis, sehen sich an, lächeln sich an, atmen ein – und inszenieren eine funkelnde Folge energetisch stark aufgeladener Momente reiner Bewegung. Auffaltungen, Drehungen, Twists, aufeinander bezogen und doch für sich, in wechselnden Konstellationen, zu elektronischem Raunen, klassischer Musik, einem Song. Blackouts trennen die Sequenzen voneinander. Irgendwann haben sie bunte Shirts an, liegen auf dem Boden. Eine tanzt. Eine spricht davon, welche Alpträume ihr als Kind Mathematik bereitet habe (die Sprechaktionen sind hier die schwächeren Augenblicke). Zwei beginnen ein fulminantes Duett. Zum Gesang von Shirley Bassey werden dann die Vorhänge von den Tänzern wieder zusammengebunden. Doch das Ende lässt noch auf sich warten und verläppert dann in einem Herumstehen mit bedeutungsvollem Gesicht. Aber geschenkt! Was vorher passierte, waren Momente gesteigerter tänzerischer Präsenz, die zeigen, dass Stephan Herwig unbeirrt und gar nicht stur seinem künstlerischen Weg folgt und immer besser wird. ||

Vormerken!

Wer vor dem Programm geprüfter Spitzenqualität beim »DANCE«-Festival noch auf eigene Faust Entdeckungen in der Münchner Tanz- und Performance-Szene machen will, dem bieten sich drei Gelegenheiten.

18.–20. Oktober

»SECONDHAND AFFAIRS«

Die Neumünchnerin Johanna Hasse wurde mit einer städtischen Projektförderung ausgestattet und experimentiert mit Stimmen, Körpern, Kleidern und Vorurteilen.

i-camp | 20.30 Uhr

19./20. Oktober

»STANDPUNKTE – WELCOME TO MY WORLD«

Very Brazilian und very personal versprechen zwei Abende mit Ricardo Iazzetta aus Sao Paulo zu werden, der als Gast der Tanz Tendenz zum interkulturellen Dialog, in seine Welt einlädt. Und während er tanzt, darf man ihm gerne Fragen stellen.

Schwere Reiter | 20.30 Uhr

1. November

»IMMER AM ERSTEN – EINMAL IM QUARTAL«

Persönlich kennenlernen kann man auch die Youngsters unter den Münchner Choreographen. Sie sprechen in der Studioreihe der Tanz Tendenz über ihre Ziele, Beweggründe und ersten Erfahrungen in der freien Szene.

Tanz Tendenz | 14.30 Uhr | Eintritt frei

Anzeige

GÄRTNER
PLATZ
THEATER

WILLIGE NICHT GESUCHT

AB 25.10.2012

DON PASQUALE
25. OKT. BIS 10. NOV. 2012 IM CUVILLIÉSTHEATER
KARTEN 089 2185 1960 www.gaertnerplatztheater.de

BAYERISCHES STAATSBALLETT

FOREVER YOUNG

<p>PREMIERE 17.11.2012</p>	<p>BROKEN FALL Choreographie RUSSELL MALIPHANT Musik BARRY ADAMSON Licht MICHAEL HULLS</p>	<p>THE MOOR'S PAVANE Choreographie JOSÉ LIMÓN Musik HENRY PURCELL arrangiert von SIMON SADDOFF</p>	<p>CHOREARTUM Choreographie LÉONIDE MASSINE Musik JOHANNES BRAHMS Bühne KESÓ DEKKER</p>
--------------------------------	--	--	---

INFORMATION/KARTEN T 089 21 85 19 20 WWW.STAATSBALLET.DE NATIONALTHEATER

Zwischen Leere und Fülle

Max Weiler erforschte zeichnerisch die Aggregatzustände der Natur – ein Einzelgänger, den zu entdecken sich lohnt.

BARBARA REITTER-WELTER

In Deutschland ein Unbekannter – im Nachbarland Österreich ein hoch angesehener Künstler mit Auftragsarbeiten im öffentlichen Raum, in allen wichtigen Sammlungen präsent, mit Staatspreisen geehrt. Max Weiler (1910–2001), hierzulande allenfalls als Maler im öffentlichen Bewusstsein, dessen Werken der Reisende in Innsbruck im Bahnhof und auf dem Eisernen Vorhang des Stadttheaters oder in Form von Deckenfresken und Glasfenstern Tiroler Kirchen begegnet sein mag. Das zeichnerische Œuvre des gebürtigen Tirolers hingegen wurde noch nie ausgestellt. Einem sechsjährigen Forschungsprojekt der Wiener Albertina, bei welchem der Gesamtbestand von 3500 Papierarbeiten dokumentiert und digital erfasst wurde, verdankt München nun die erste Retrospektive des Zeichners Max Weiler. »Die Wiener Präsentation glich einem Auftritt der Philharmoniker – hier in München spielen wir mit 80 Werken nur Kammermusik«, charakterisierte Kurator Michael Semff seine delikate Schau in der Graphischen Sammlung der Pinakothek der Moderne.

Die Ausstellung führt durch 70 Jahre obsessiver künstlerischer Aktivität eines Einzelgängers der europäischen Kunst, der zu den produktivsten Zeichnern seiner Generation zählt. Will man ihn kunsthistorisch verorten, so stellt sich die Assoziation einer Wahlverwandschaft mit Cy Twombly oder Per Kirkeby her. Der Rundgang setzt ein mit dem abstrahierten Aquarell »Mohrenköpfen« aus dem Jahr 1931, das neben kleinen Landschaftsskizzen im Vitrinengang zu sehen ist und endet beim letzten Blatt, eine Woche vor dem Tod entstanden: einem dynamischen Bündel farbstarker Wachskreidebahnen. Von Anfang an stand bei Weiler die Zeichnung gleichwertig neben dem Gemälde, nutzte er sie als Möglichkeit autonomer Formfindungen. Nie unterwarf er sich Moden, sondern arbeitete sich, meist in gan-

zen Motivgruppen, konsequent an einem einzigen Thema ab: der Natur in verschiedenen Aggregatzuständen, der Landschaft als Explosion kosmischer Energie. Auch wenn seine Bildtitel auf konkrete Sujets wie »Sommerberg«, »Regenwolke« oder »Mondnacht« verweisen – sie bleiben Behauptung für abstrakte Kompositionen. Und das in allen Formaten, von der winzigen Miniatur bis zum kolossalen Fries.

Dabei entwickelte der Künstler eine ungewöhnliche Strategie: Er benutzte »Probierblätter« für seine Arbeiten. Das waren Papierfetzen, an denen er neben Kritzeleien seinen Tuschepinsel abgewischt oder Farbspritzer hinterlassen hatte. Sie wurden zu einem Fundus weiterer Werke, denn er isolierte einzelne Partien und vergrößerte sie zu neuen Bildern – ein Vorgang, der in der Ausstellung dokumentiert wird.

Was vor allem fasziniert, ist die subtile Balance zwischen Abstraktion und gestischer Expression. Sie artikuliert sich



Max Weiler | **Landschaft** | 1982, Tusche, 390 x 610 mm | Weiler216 | Privatsammlung | © Yvonne Weiler

überraschend in unterschiedlichsten Variationen und wechselnden Ausdrucksformen. Da gibt es einige Blätter mit durchscheinend hingehauchten Formen. Nur wenige lassen Gegenstände wie einen Stamm oder ein Gesicht gerade noch erahnen, andere erinnern mit ihren filigranen Lineaturen an chinesische Tuschzeichnungen und kalligraphische Kürzel. Am eindrucksvollsten wirken jedoch die reifen Arbeiten der Sechziger- und Siebzigerjahre, bei denen Max Weiler die Reduktion mit äußerster Stringenz auf die Spitze trieb. Er überzog die Fläche mit zarten Netzen oder feinen Schraffuren, verdichtete die Linie gelegentlich zu dunklen Strichkonglomeraten und kam so zu spannungsvollen Wechselspielen zwischen Leere und Fülle. ||

MAX WEILER – DER ZEICHNER

Staatliche Graphische Sammlung in der Pinakothek der Moderne | Barer Str. 40 | bis 18. November | Di–So 10–18, Do bis 20 Uhr | Der Katalog bei Hatje Cantz kostet 39,80 Euro

In der Endlosschleife

Was tun wir, wenn wir handeln? Wir folgen Trugbildern, wie Julian Rosefeldts Filminstallationen zeigen.

HANNE WESKOTT

Ein Mann steigt auf eine Leiter und zieht aus schier endlosen Regalwänden einige lange Rollen ein Stück weit heraus. Danach steigt er wieder hinunter und setzt seinen Rundgang fort. Ein anderer erscheint als kleine Silhouette am Rande eines riesigen Schneefeldes, verschwindet wieder und hinterlässt eine schwache Spur. Dasselbe geschieht immer und immer wieder, weil die beiden filmischen Sequenzen in einer Endlosschleife im Rahmen der 4-Kanal-Filminstallation »Shift« (2008) von Julian Rosefeldt projiziert werden. »Shift« ist Teil der Ausstellung »American Night« in der Akademie der Schönen Künste (in Zusammenarbeit mit der Sammlung Goetz), die unsere Sichtweisen der Realität herausfordert.

Die Endlosschleife oder der Loop ist die Aufführungsform, die Rosefeldt für seine filmischen Installationen wählt, weil so die Absurdität des menschlichen Daseins gut darstellbar ist. In einer hoch technifizierten Welt durchschaut der Mensch den Sinn seines Tuns oft nicht mehr, und das Handeln an sich wird zum Selbstzweck. Der Mensch befindet sich demnach selbst in einer Endlosschleife.

Noch direkter nachvollziehbar hat Rosefeldt das 2005 in seiner »Trilogy of Failure III – the Perfectionist« ausgedrückt, wo sich ein Mann eine Fallschirmausrüstung anzulegen versucht, daran scheitert, aber völlig ungerührt und ohne jedes Anzeichen von Verzweiflung dank der Technik des Loop immer wieder von



Julian Rosefeldt | **American Night** | 2009 | Lightjetprint, 106 x 159 cm | Courtesy the artist and Barbara Gross Galerie

vorne beginnt. Diese Filmszenen haben zwar deutlich einen Anfang und ein Ende, aber kein Ziel: Der Mensch strampelt sich im Hamsterad seines Lebens ab.

»Lonely Planet« von 2006 – zusammen mit einigen Fotoarbeiten in der Galerie Barbara Gross präsentiert – kann man als Fortsetzung der »Trilogie des Scheiterns« ansehen, weil dieser Tramper-Tourist, Rosefeldt selbst, mit dem Che-Guevara-Bild auf dem Rucksack, dem neckischen Tüchlein auf dem Kopf und den Flipflops an den Füßen, schon von der ersten Sekunde des Films an gescheitert ist. So wie er die Reise angeht, wird er nie etwas über das Land erfahren. Nicht einmal im Straßenverkehr kann er sich richtig verhalten. In Indien herrscht Linksverkehr, was er offensichtlich nicht weiß. Er tappt als »tumper tor« fröhlich durch das Land, von einer Menschenmenge begrüßt. Dabei ist unklar, ob diese ihm Beifall klatscht oder sich über den komischen Fremden lustig macht. Aber wie alle Scheiternden bei Rosefeldt landet er in der Endlosschleife der Projektion immer wieder auf dem Boot, das ihn über den Ganges bringt.

Julian Rosefeldt, 1965 in München geboren, hat in München und Barcelona Architektur studiert. Seine Diplomarbeit »Stadt im Verborgenen« entstand 1994 als Gemeinschaftsarbeit mit Piero Steinle. Die »Stadt im Verborgenen« waren die beiden »Führerbauten« und ihre unterirdischen Gänge und Bunker am Königsplatz. Eine »Verdrängungsstadt par excellence« nannte sie Rosefeldt, weil in diesen Häusern damals Geschichte als nicht

existent behandelt wurde. 1999 endete die gemeinsame Arbeit mit Steinle, Rosefeldt kam als *Artist in residence* der Sammlung Hoffmann nach Berlin, wo er seitdem lebt. 2010 wurde er ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und 2011 Professor für digitale und zeitbasierte Medien an der Akademie der Bildenden Künste in München.

Die 5-Kanal-Filminstallation »American Night« von 2009, die der Ausstellung den Titel gegeben hat, ist eine der wichtigsten und opulentesten Arbeiten von Rosefeldt. Sie zielt allerdings weniger auf das allgemein Menschliche als vielmehr direkt auf die Vereinigten Staaten und ihre Rolle im Weltgeschehen, die von einem verklärenden Mythos umgeben ist. Wie stellt man sich die amerikanische Nacht schlechthin vor? Natürlich mit Cowboys am Lagerfeuer. Obwohl längst bekannt ist, dass Cowboys heute nicht mehr auf dem Pferd sitzen, sondern motorisiert über die Weiden kutschieren, hat sich das Bild eingepreßt und jede Realität verdrängt. Und »amerikanische Nacht« bedeutet im Film den Einsatz von Filtern und Belichtungsstricks, um bei Tageslicht falsche, eindrucksvolle Nachtaufnahmen herzustellen. Gerade die Allgegenwärtigkeit des bewegten Bildes in Film und Fernsehen hat längst das Verhältnis von Wirklichkeit und Bild umgedreht: Nicht die Wirklichkeit schafft die Bilder, sondern die Bilder schaffen die Wirklichkeit. Aber Julian Rosefeldt durchbricht die Illusion der Traumfabrik mehrfach. So endet »American Night« als Loop immer wieder in der Desillusionierung des Publikums: Eine Kamera zeigt das gesamte Set mit Kulissen, Scheinwerfern, der Crew und der Filmkamera. Der amerikanische Traum war nur ein Trugbild. ||

JULIAN ROSEFELDT

American Night | Akademie der Schönen Künste | Max-Joseph-Platz 3 | bis 28. Oktober.

Lonely Planet | Galerie Barbara Gross | Theresienstr. 56/Hof | bis 20. Oktober.

Eine allgemeine Einführung in das Werk von Julian Rosefeldt bietet das Buch über seine »Film Works«, erschienen bei HatjeCantz 2008 für 35 Euro.

Anzeige



»Lost Ones« | in Gedanken

Sebastian Unterreitmeier (D)
Fotografie & Video
9. Oktober–25. November 2012

*Menschen in ihren Autos.
An roten Ampeln.
Verloren in Gedanken.*

Ein Ausstellungsprojekt im Hotel Olympic, Hans-Sachs-Straße 4, 80 469 München, 089-23819-0, www.hotel-olympic.de.

Mit freundlicher Unterstützung von:

quirin bank Karlstraße 14, 80333 München, 089-2323915-0, www.quirinbank.de

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Hinzu kommen zahlreiche Institutionen, die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst ermöglichen. Eine aktuelle Auswahl.

HERBERT FALKEN

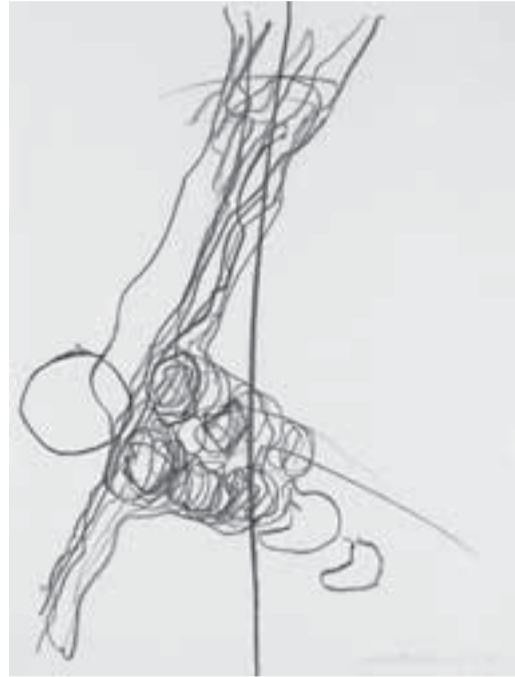
Malerei und Zeichnungen | Zum 80. Geburtstag

DG Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst | Türkenstr. 16 | bis 9. November | Mo-Fr 14-18 Uhr
Katholische Akademie | Mandlstr. 23 | bis 23. November | Mo-Fr 9-17 Uhr

Die neuen Räume der DG, deren bisheriges Domizil für den Neubau der Siemens AG weichen muss, wollen sich als Rahmen für Kunst noch nicht so recht einführen. Die Gemälde Herbert Falkens müssen sich mit ihrer ganzen expressiven Kraft und ihrer starken, kupferfarbenen Tonigkeit gegen die sachlich-kühle Atmosphäre der grell beleuchteten Räume stemmen. Die hochemotionalen und dramatischen Bilder im neoexpressionistischen Stil der Achtzigerjahre behandeln Sujets, die einem ursächlich christlichen, existentiell und anthropologisch orientierten Themenspektrum entnommen sind wie Dasein und Tod, Hoffnung und Schmerz – zumeist im Kontext biblischer Legenden. Der studierte Theologe und praktizierende Priester Herbert Falken, dessen 80. Geburtstags mit dieser Ausstellung gedacht wird, war der bildenden Kunst von frühester Jugend an zugewandt. Kunst und Glauben sind in seinen Gemälden und Zeichnungen aufs engste verschränkt. »Ohne Kunst wirst Du verrückt, und ohne Glauben erst recht«, lautet ein Diktum Herbert Falkens. Alle seine Arbeiten lassen spüren, dass er die Fragen der menschlichen Existenz und des Glaubens aus einer tiefen inneren Notwendigkeit heraus auf Leinwand und Papier zum Ausdruck bringt. Dabei folgte er von Beginn an kompromisslos einem künstlerischen Weg, der beeinflusst war von zeitgenössischen Künstlern wie Joseph Beuys, Arnulf Rainer und Werner Knaupp, und der 1977 zur Teilnahme an der Documenta IV führte sowie ihm etliche Kunstpreise einbrachte. Dass Herbert Falken als Priester in seinem künstlerischen Schaffen mit den Konventionen einer traditionellen »christlichen Kunst« brach und seine Bilder in Kirchenkreisen durchaus auch als Provokation empfunden wurden, ist seinem fortschrittlichen Standpunkt geschuldet, dass tief empfundene und gelebte Religiosität mit einem freien und offenen Kunstverständnis in Einklang gebracht werden kann: Kunst darf nicht bequem sein, auch im kirchlichen Kontext, nicht erbaulich und nett, sondern sie muss, so Falken, »ein Stachel im Fleisch sein«, muss »weh tun«. Nur dann kann sie etwas bewegen und die Menschen aus

Gewohnheit und Erstarrung führen.

Welch tiefe Empfindung in Kunst Gestalt annehmen kann, zeigen insbesondere die Zeichnungen Herbert Falkens, von denen einige in der DG, die interessantesten und berührendsten aber in der Katholischen Akademie zu sehen sind. Die Konzentration auf die Zeichnung zeigt die Stärke des Künstlers:



Ohne Titel | 2009 | Kohle auf Papier, 76 x 57 cm | Foto: Richard Beer

In der Linie liegt die ganze emotionale und energetische Ausdruckskraft. Aus einer zeichnerischen Geste heraus entfaltet sich auf dem Papier ein geistiger Raum, der auch unabhängig vom christlichen Kontext den Betrachter tief bewegt: In den stark abstrahierten Zeichnungen, die eine große Entschiedenheit in den linearen Setzungen auszeichnet, finden die menschliche Schicksalhaftigkeit Ausdruck, seine Geworfenheit, seine Ängste, Sorgen und Nöte – und seine Hoffnungen.

LUCIA FALCONI, SIEGFRIED KADEN, ANDREAS LANG

Strange Beauty

Rathausgalerie / Kunsthalle

Marienplatz 8 | bis 14. November | Di-So 11-18 Uhr

Drei international tätige Künstler, die von der Stadt München gefördert wurden, zeigen aktuelle Arbeiten, die teilweise auch hier entstanden sind: die Ecuadorianerin Lucia Falconi, bekannt durch ihre üppigen, vegetabilen Plastiken; der Maler und Zeichner Siegfried Kaden, der seit 15 Jahren auf Kuba lebt und auf ein sehr breites, heterogenes Œuvre zurückblicken kann, das teilweise sehr stark vom kubanischen Leben geprägt ist; der Fotograf Andreas Lang, der mit der Kamera durch die Welt reist und sich auf die Spur nach dem Geheimnisvollen, Mythischen des jeweiligen Ortes begibt. »Strange Beauty«, so der Titel der Ausstellung, bildet – abgesehen von der Münchenförderung – so etwas wie den kleinsten gemeinsamen Nenner, unter dem sich die sehr unterschiedlichen Arbeiten der drei Künstler zusammenführen lassen. Diese fremde – und auch befremdliche? – Schönheit lässt sich auf ganz unterschiedliche Weise in den Arbeiten finden: In den exotischen Pflanzenformationen und Blätterwerken Lucia Falconis, die an den Schmalseiten der Halle an den Wänden wuchern und motivisch an die Wälder Südamerikas erinnern; in den großformatigen Bildnissen schwarzer, barbusiger Schönheiten aus Kuba, die auf beiden Seiten der linken Stellwände aneinander gereiht sind; und schließlich in den üppig verwachsenen, bizarren Urwaldlandschaften von Andreas Lang auf der gegenüberliegenden Seite. Leider wirkt die ganze Schau irgendwie lieblos zusammengestellt, sodass die einzelnen Arbeiten ihre Wirkung kaum entfalten können. Wirklich »strange« ist die Hängung der Fotografien: Die Schwarzweißaufnahmen kleinen Formats zur Marienhofseite hin lassen von der geheimnisvoll düsteren Natur-

schönheit ihrer Motive nichts erkennen als das vegetabile Gitterwerk der Galeriefenster, das sich in den Arbeiten spiegelt, ganz davon abgesehen, dass sich der Sinn der bogenförmigen Anordnung der Arbeiten auch nicht erschließt. Am überzeugendsten präsentiert sind die beiden filmischen Arbeiten »Vollmond« und »Dragonfish« von Andreas Lang, die in einem der drei Video-Kabinette einander auf miniaturgroßen Monitoren gegenüber positioniert sind. Die wolkendurchwirkte Vollmondnacht auf der einen Seite und die bewegten Unterwasseraufnahmen auf der anderen Seite entfalten im absoluten Dunkel des Raumes einen Sog, der einen gebannt festhält.

THE UNDERCURRENT OF BOREDOM

Lothringer13_Halle

Lothringer Straße 13 | bis 11. November | Di und So 11-19 Uhr

Soviel vorweg: Auch wenn der Titel anderes verheißen mag – die Werke in der Ausstellung sind alles andere als langweilig, sondern, im Gegenteil, aufregend und intelligent. Langlewige als Quell kreativen Wirkens hat schon der Philosoph Søren Kierkegaard in seinem Diktum, die Götter hätten die Welt aus bloßer Langlewige geschaffen, herausgestellt. Der negativ konnotierte Begriff »Langlewige« bezeichnet etymologisch ganz wertfrei eine »lange Weile«. Diesem Wortsinn nach sind die Arbeiten einzuordnen, die in der Ausstellung versammelt sind. Sie alle beschreiben lang andauernde oder ereignisarme Zustände, spielen mit Zeit und ihrer Rezeption und thematisieren eben gerade nicht den Begriff der Langlewige selbst, sondern schöpfen allenfalls aus deren ambivalentem Potenzial. Man könnte auch den Begriff »meditativ« ins Feld führen, etwa zur Beschreibung der Zeichnungen der Koreanerin Jin-Kyoung Hug, die einen Edding-Marker Zeile für Zeile über Papierbögen führte, bis die Striche immer mehr verblasen. Die Zeitlichkeit des Schaffensprozesses, die hier sichtbar gemacht wird, spielt auch in den Langzeitbelichtungen des jungen Engländers Darren Almond eine Rolle: In seiner Serie »Fullmoon« zeigt er nächtliche Landschaften, die dank 15-minütiger Belichtungszeit in Vollmondnächten entstanden sind. Das spezifische Licht sowie die kunsthistorisch besetzten Landschaftsmotive lassen die Fotografien wie aus der Zeit gefallen erscheinen.

Highlights der Ausstellung – nicht eben unbekannt, aber immer eine Freude zu sehen – sind die Arbeiten der Video-Meister David Claerbout und Douglas Gordon. Claerbouts Porträtstudie »Violetta« (2001) konfrontiert



David Claerbout | Study for a Portrait (Violetta) | 2001 | Video-Projektion | installation shot, photo by L. Paffrath © haubrokschows 2012

den Betrachter mit dem nahezu statischen Bildnis einer jungen Frau. Die visuelle Wahrnehmung ihres leicht wehenden Haars wird in Verbindung gebracht mit der haptischen Erfahrung eines real erzeugten Luftzugs im eigenen Haar. Der Betrachter fühlt, was er sieht, und sieht, was er fühlt. Auf andere Weise berührend Gordons Video-Miniatur einer sterbenden Fliege: Das banale, scheinbar langweilige Ereignis erscheint monumentalisiert trotz seiner optischen Reduktion auf Originalgröße, und dank des Endloops mit Bedeutung aufgeladen als Sinnbild des steten Wechsels von Leben und Tod.

Das Spiel mit Wiederholung und Überlagerung exemplifiziert das Künstlerduo Teresa

Hubbard / Alexander Birchler in der Video-Arbeit »Night Shift«. Auch hier wieder betrachterfreundlich als kurzer Loop produziert, reiht der Film vier Monologe verschiedener Protagonisten aneinander, die sich formal und inhaltlich verschränken, wodurch sich eine zeitliche Verschiebung der Realitätsebenen zwischen Traum und Wirklichkeit ergibt.

LILA POLENAKI Impermanent Collection

Galerie Françoise Heitsch

Amalienstr. 19 | bis 27. Oktober | Di-Fr 14-19, Sa 12-16 Uhr

Wer glaubt, die Krise hätte das kulturelle Leben in Griechenland zum Erliegen gebracht, täuscht sich. Auch in diesem Jahr fand das Hellenic Festival wieder mit internationaler Starbesetzung statt, zwei neue Galerien haben in Athen eröffnet, und viele der griechischen Künstler stemmen sich gegen die wirtschaftliche Situation mit ungetrübter Kreativität. Ein Beispiel ist die mitten in Athen lebende Künstlerin Lila Polenaki (geb. 1964), deren Sammelleidenschaft für Stoffe und Papiere sich seit vielen Jahren in Leinwandcollagen niederschlägt, die von einem ebenso lustvoll-express-



Lila Polenaki | Collection | 2012 | Acryl, Papier, Textil auf Leinwand, 160 x 140 cm

siven wie überlegt-gekonnten Umgang mit Farbe und Material zeugen: Wie die Künstlerin die unterschiedlichsten Textilien und Papiere in Verbindung mit Malerei zu harmonischen, fein gestimmten, im besten Sinne ästhetischen Arbeiten zu komponieren vermag, hat eine unwiderstehliche Faszination. Fern jeglicher flacher Dekorativität lassen sich die farbenfrohen und furiosen Großformate von nah wie von fern auf ganz unterschiedliche Weise erkunden: Während man im Detailreichtum der kleinen Stoffetzen, Stickereien, Schnittbögen, Werbeflyer regelrecht schwelgen kann, verbinden sich die einzelnen Elemente, aus der Ferne betrachtet, zu ausgewogenen und gleichzeitig dynamischen Kompositionen. Plötzlich kristallisieren sich aus den explosionsartig bewegten Formen und Farben Gliedmaßen, Profile, fragmentierte Frauenkörper heraus, die wie Traumbilder aufblitzen und auf eine Metaebene verweisen: Erinnerungen und Gefühle, die mit dem Thema Weiblichkeit in all seinen Facetten zwischen Verletzlichkeit und Stärke konnotiert sind, sprechen aus den Bildern. Sei es über die feminine Silhouette, die sich aus schablonenhaften Formen herauschält, sei es über die Materialien, die Weiblichkeit assoziieren, sei es, indem Frausein ganz unmittelbar bildhaft thematisiert wird wie in den kleinformatischen Arbeiten. Die Material- und Farbschichten, die in vielen Arbeiten von netzartigen Textilien überzogen sind, bergen ihr Geheimnis: Tatsächlich versteht Lila Polenaki ihre Kunst als Ausdruck des Unbewussten. Über den Prozess des Malens, das Sammeln und Vorbereitens des Materials – Fundstücke von Flohmärkten, die Vergangenes atmen – sowie über die abschließende Reflexion des Ergebnisses erschließt sich für sie das Wissen über die Welt und ihre eigene Person. ||

Anzeige

LYRIK KABINETT Amalienstraße 83 a
 Telefon: 089 - 346299
 info@lyrik-kabinett.de

PÉTER ESTERHÁZY:
 »Über die Stühle, das Sitzen und das Zwischen. Das G.-Tagebuch«
 Münchner Rede zur Poesie XII

Mittwoch, den 7. November 2012, 20 Uhr
 Eintritt: € 7 / ermäßigt € 5
 Mit freundlicher Unterstützung der

Bauen mit Esprit

Das Büro Hild und K, ausgezeichnet mit dem Münchner Architekturpreis 2012, bewirkt mit seinen Lösungen und Erfindungen nicht selten Heiterkeit und Freude.

CHRISTINA HABERLIK

Kann Preise einheimsen zur Routine werden? Wenn ja, ist Andreas Hild erheblich gefährdet: Er – oder besser sein Büro Hild und K – haben heuer den Münchner Architekturpreis erhalten, der nur alle drei Jahre vergeben wird. Schon ein Dutzend Jahre sind vergangen, seit Hild und K für den Förderpreis der Stadt empfohlen worden sind. Der Juror, der dies angeregt hatte, wurde glatt für verrückt erklärt. Das wäre doch so, als würde man Ahmadineschad für den Friedensnobelpreis vorschlagen, war nur der gemeinste diverser



Kontorhaus in der Lindwurmstrasse 58.

Die Hildsche Mannschaft hat sich auf ein hohes Niveau eingeschworen. Bei der überwiegenden Zahl der realisierten Aufträge handelt es sich um Bauen im Bestand. Hild und Ottl verstehen darunter nicht nur den Erhalt der gebauten, sondern auch der idealen Substanz, der Geschichte des Orts und Gebäudes, der ursprünglichen Intention eines Hauses. Der Anspruch, verantwortungsbewusst mit dem Vorgefundenen umzugehen, führt meist zu überraschenden, intelligenten oder gar intellektuellen Lösungen. Doch ist dabei immer eine Spur Schalk, Ironie, Witz und Leichtigkeit im Spiel. Ein gutes Beispiel hierfür ist eine Fassadenlösung, die das Büro für ein Wohngebäude in der Belzigerstrasse in Berlin gefunden hat: anstatt die Fassade an die überreich mit Stuck verzierten Nachbarhäuser anzupassen, fanden die Architekten eine faszinierende Lösung, die gar ein wenig verspielt ist – und wunderbar aussieht. Man verwendete statt der erhabenen Stuckelemente das Negativprofil der Gussformen und brachte es auf die Fassade auf. Die ungewohnte Figuren lassen einen zunächst stutzen lassen, bis man das Rätsel entschlüsselt hat. Ein Spiel mit Irritation, ein Hinweis auf Überladenheit durch Reduktion und Verfremdung von Bekanntem, ein Zündeln mit dem immer noch skeptisch bäugten Thema Ornament. Denn die neuen computer-aided Designs machen Verzerrungen heute technisch leicht umsetzbar und so ist die Verlockung groß, den

Proteste gegen dieses Ansinnen. Damals ging es unter anderem um Hilds Gestaltung des Wohnhauses einer Galeristin im oberbayerischen Agstall. Mit seinem asymmetrischen Satteldach und seiner geschlammten Ziegel-Fassade spaltete es die Kritiker in mindestens zwei Lager. Nun, beim Architekturpreis 2012 ging es um das Gesamtwerk, das auf eine stattliche Anzahl qualitativ herausragender Bauten angewachsen ist. Ach übrigens: Dieser Preis ist beileibe nicht der erste, den Hild und sein Office erhalten – es ist der zehnte.

Mit seinen 51 Jahren ist Hild ein junger Architekt, verglichen mit den anderen Kollegen, die die Münchner Auszeichnung bisher erhielten. Günter Behnisch, Peter von Seidlein, Alexander Freiherr von Branca, Bea und Walter Betz, Werner Wirsing, Sep Ruf, Otto Steidle etwa waren bereits bedeutend älter, als ihnen der Preis zugesprochen wurde. Ein weiterer Bonus für die hervorragende Arbeit dieses Büros. In der Begründung der Jury heißt es: »Andreas Hild beherrscht nicht nur die Kunst, bei unterschiedlichsten Bauaufgaben jeweils die eindrucksvolle, spezifische und unverwechselbare Lösung zu entwickeln, sondern beherrscht zudem, wie kaum ein anderer, die schwierige Kunst des Bauens im Bestand.« Oder, wie es Professor Arno Lederer im Juli in seiner Laudatio auf den Punkt brachte: »Was sind das für Menschen, die Kunst und Wissenschaft voranbringen? Solche, die nie den vorgesehenen Weg einschlagen.« Die preisgekrönten Architekten unterwerfen sich dabei nie dem Diktum »entweder Historismus oder Moderne«, so Lederer, sondern sie praktizierten eine »vormoderne« Disziplin, die man eine Vereinigung von Kunst und Wissenschaft nennen könne.

All das beantwortet nicht die Frage, was hinter dem seltsamen Namen Hild und K steckt. 1992 gründete Andreas Hild zusammen mit Tilman Kaltwasser sein erstes eigenes Büro Hild und Kaltwasser. Kaltwasser verstarb völlig unerwartet mit 38 Jahren – und seither bewahrt der Name das Andenken an den Kollegen. Wäre da nicht die Treue zum verstorbenen Freund, müsste das Büro heute eigentlich unter Hild und Ottl firmieren. Dionys Ottl ist Partner und rechte Hand, des weiteren beschäftigt das Büro 30 bis 35 Mitarbeiter in den vor einem Jahr neu bezogenen großzügigen Räumen in einem ehemaligen



Rechner entsprechend zu programmieren.

Doch warum in die Ferne schweifen? Die überwiegende Zahl der Bauten von Hild und K sind in München zu finden. Die jüngst abgeschlossene Sanierung des TU-Gebäudes an der Luisenstraße – erster Bauabschnitt, ein zweiter wird folgen – überrascht ebenfalls mit einer ungewöhnlichen Fassadenlösung: Vorgemauerte, titangraue Klinker bilden Pfeiler, die mal tiefer, mal weniger tief aus der Fassade herausragen und teilweise auch eine seitliche Abweichung aus der Vertikalen riskieren, bevor sie sich auf Höhe des obersten Stockwerks plan mit der Fassade vereinen. Oder ein Parkhaus in Riem, dessen Fassade aussieht wie übereinander gestapelte Wellen; ein unpräzise saniertes Stadthaus in der Brunnstrasse, und auch das im Süden der Stadt ankommende Autofahrer begrüßende Agfa-Haus mit seiner geflochtenen Fassade. Ein Bauhof, ebenfalls in Riem, der wie ein großes Schaufenster wirkt; das Hotel Louis am Viktualienmarkt; die vorbildliche Klosterrenovierung von St. Anna im Lehel – noch



Andreas Hild und Dionys Ottl | Foto: Wilfried Dechau || Fassade Agfa- Hochhaus | Klostersgarten Lehel | Fotos: Michael Heinrich

Klostersgarten im Lehel als Beispiel für Materialrecycling. Hild und K haben vorgefundene neoromanische Fensterbögen aus dem ehemaligen Refektorium in die Fassade der neuen Luxus-Wohnanlage eingefügt, jedoch – im Gegensatz zu früher – diagonal statt horizontal. Eine wandhohe Abbildung zeigt das Projekt in Venedig, allerdings so, dass das Gebäude

mehr ließe sich aufzählen, was bei Kritiker, Betrachter und Benutzern große Anerkennung gefunden hat. Es geht natürlich nicht nur um Augenweide und Sinnenfreude, es geht um klug durchdachtes, ästhetisches und nachhaltiges Bauen und auch da warten die Architekten mit neuen Lösungen auf, wo es um energiesparende Maßnahmen, um den allseits geführten Fachdiskurs der Wärmedämm-Verbundsysteme geht.

Gleich mehrmals sind Hild und K auf der diesjährigen, noch bis Ende November geöffneten Architekturbiennale in Venedig vertreten. Für den deutschen Pavillon wählte Generalkommissar Muck Petzet die Wohnanlage

fast vollständig von einem Baum im Klostersgarten verdeckt wird. Davon, worum es geht, ist so gut wie nichts zu sehen und man versteht beim besten Willen nicht, was gemeint sein könnte. Hild und K kommentieren dies mit einem lakonischen »Mein Freund der Baum«... Man darf annehmen, dass das Büro durch die mehrfache Präsenz in Venedig aus der nationalen Riege in die internationale aufgestiegen ist. Mit ihrer seltenen Mischung von hoher Kompetenz und Humor.

Zur hohen Kompetenz der Architekten gesellt sich Humor – eine seltene Mischung – und eine wohlmeinende Nachrede, mit der sich's gut weiterbauen lässt... ||

Anzeige

Advertisement for the 'oberbayerischer förderpreis für angewandte kunst 2012' exhibition. The text is repeated in a colorful, overlapping pattern. The exhibition is held at Schafhof, freising, from September 14 to November 18, 2012. Opening hours are from 14-19 hours on Tuesdays, Saturdays, and Sundays, and on public holidays from 11-19 hours. Admission is free.

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimatpflege

schafhof
europäisches
künstlerhaus
oberbayern

bezirk oberbayern

Mond und Sterne über Theben

Die Dichterin Else Lasker-Schüler suchte für ihre Selbstinszenierung Verbündete und ihr Verbundene. Einen fand sie im »lieben blauen Reiter« Franz Marc: und wechselte mit ihm Briefe und Postkarten, Zeichnungen und Symbole.

HANNE WESKOTT

»Frau Lasker-Schüler ist eine wunderbare Frau. Sie beide müssen sie unbedingt kennen lernen«, schrieb Franz Marc aus Berlin an Paul Klee. Das war um die Jahreswende 1912/13, als das Ehepaar Marc in Berlin weilte. Else Lasker-Schüler wurde nach Sindelsdorf, dem damaligen Wohnsitz der Marcs, eingeladen und kam sogleich mit. Sie hatte gerade ihre zweite Scheidung hinter sich und brauchte Erholung. Im idyllischen Sindelsdorf aber hielt sie es nicht aus. Das Großstadtgewächs aus ihrem Berliner Bohemienleben hierher zu verpflanzen, wenn auch nur für eine begrenzte Zeit, konnte nicht gutgehen. Zwei Werke in der Ausstellung zeigen deutlich die unterschiedlichen Welten der beiden Künstler. Franz Marc schickte 1914 für den Sohn Paul von Else Lasker-Schüler die Postkarte »Schloss Ried«, auf dem er sein neu erworbenes Haus in Ried bei Kochel malte. Daneben hängt die Zeichnung »Theben mit Jussuf« (um 1920) von Lasker-Schüler. Jussuf, Prinz von Theben, schaut aus einem Fenster inmitten eines sich auftürmenden Häusermeers, während der »blaue Reiter« in das tiefgrüne Land eingebettet ist.

In München aber fühlte sich Else Lasker-Schüler wohl. Schon vor diesem Besuch bei Marc hatte sie im »Sturm« geschrieben: »Ein Paradies ist München, aus dem man nicht vertrieben wird, aber Berlin ist ein Kassenschrank aus Asphalt.« Franz Marc führte sie in seinen Künstler-Freundeskreis ein. Kandinskys Kunst mochte sie nicht: »Professor« nannte sie ihn, nicht »Künstler«. Mit Gabriele Münter kam sie auch nicht klar, aber mit Paul Klee verband sie eine Seelenverwandtschaft. Sie inspirierten sich gegenseitig. So nahm er ihre Titelzeichnung für ihr Buch der »Hebräischen Balladen« als Vorbild für sein Frontispiz des Buches »Die Freude«. Doch bedeutender war für sie der Kontakt zu Franz Marc, der bis zu dessen Tod nicht abreißen sollte: Er schickt ihr seine berühmten

aquarellierten Postkarten mit kurzen Botschaften; sie antwortet in Briefen, die oft sehr lang und überschwänglich, aber immer schön gestaltet sind. Bild und Text gehen ineinander über. Sie bilden eine Einheit. Überall findet sich der scharfkantige Kopf des Prinzen Jussuf von Theben, ihrem Alter Ego. Wenn Marc antwortet, geht er auf ihr Spiel ein, lässt sich »blauer Reiter« oder »Ruben« nennen. Ruben war im Alten Testament der Halbbruder Josefs (= Jussuf), der einzige der vielen Brüder Josefs, der zu ihm hielt und ihn vor dem Tod errettete. Diese Namensgebung zeigt schon, welche wichtige Rolle Franz Marc zukam. Er störte sich nicht an ihrer Exaltiertheit und malte für sie als Jussuf, Prinz von Theben, Motive ihrer Traumwelt, weil er wusste oder zumindest ahnte, dass die künstlerische Fiktion für sie die einzige Rettung aus dem alltäglichen Elend darstellte. Er übernimmt ihre Lieblingsmotive Mond und Sterne und schreibt sie seinen gemalten Tieren wie Tätowierungen ein, wie im »Turm der blauen Pferde«, der zweiten Postkarte, die er ihr sendet. Auch die Wahl der Farbe Blau ist ein Beweis seiner Freundschaft, denn Blau war ihre Lieblingsfarbe. Diese Korrespondenz steht im Mittelpunkt der Ausstellung »Else Lasker-Schüler – Gestirne und Orient. Die Künstlerin im Kreis des Blauen Reiter« in Kochel, wobei hier versucht wird, Bilder und Texte in engem Zusammenhang zu zeigen, um ihre gegenseitige Befruchtung anschaulich zu machen. Dass man dafür auch auf Faksimiles einiger nicht ausleihbarer Postkarten zurückgreifen musste, ist die Konsequenz dieses Konzepts.

Else Lasker-Schüler wurde 1869 als Elisabeth Schüler, jüngstes von sechs Kindern einer großbürgerlichen Familie in Elberfeld (Wuppertal) geboren. Mit 11 Jahren soll sie die Schule abgebrochen haben, um fortan zu Hause unterrichtet zu werden. 1894 zog sie mit ihrem Mann, dem Arzt Berthold Lasker, nach Berlin, wo sie mit dem Schreiben und Malen begann. Erste Gedichte erschienen 1899, dem Geburtsjahr ihres Sohnes Paul, und eine erste Zeichnung 1900. Sie hatte Kontakt zur literarischen Szene in Berlin und sich mit dem Schriftsteller



Franz Marc | Schloss Ried | 1914 | Tusche, Tinte, Aquarell auf Papier | 11,5 x 17,7 cm | Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett
Else Lasker-Schüler | Theben mit Jussuf | um 1920 | Tinte, Bleistift, Buntstift, Kreide, collagiertes Gold und Transparentpapier auf der Rückseite eines Telegrammformulars, 25,1 x 16 cm | Kunstmuseum Solingen; Else-Lasker-Schüler-Stiftung, Wuppertal | © Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2012



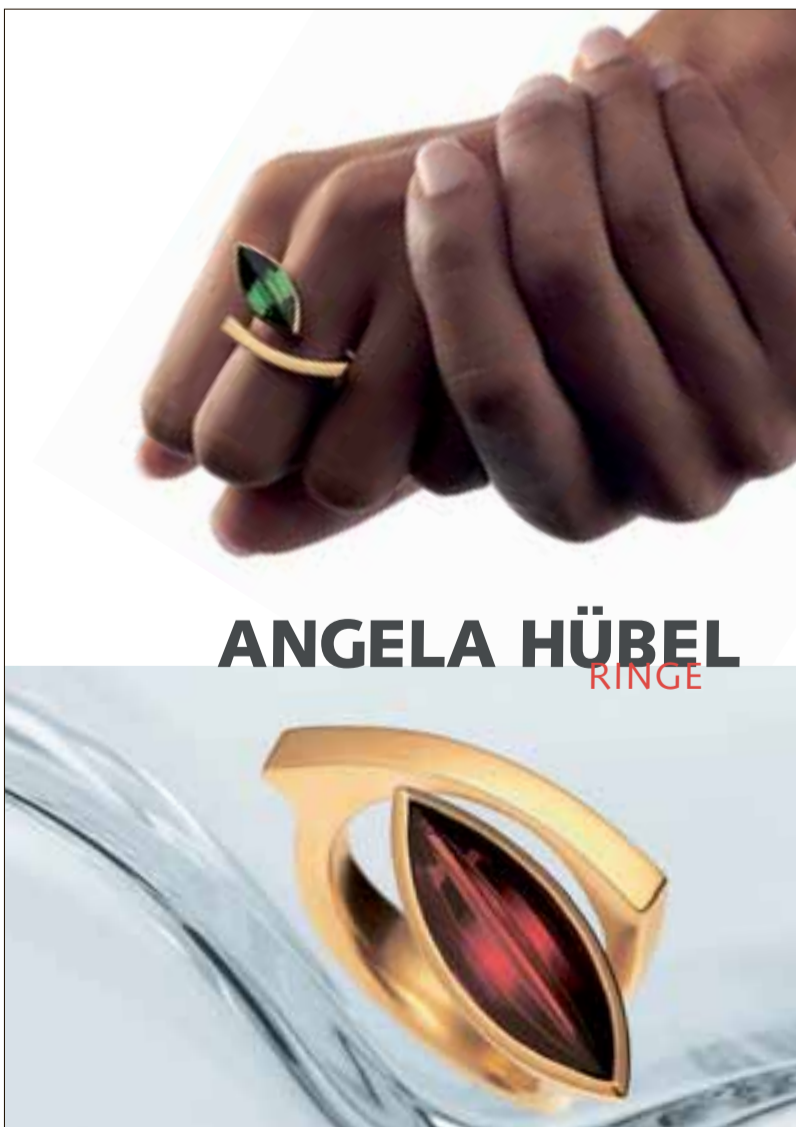
Peter Hille angefreundet. 1903 lässt sie sich von Lasker scheiden, schließt Freundschaft mit Gottfried Benn und Richard Dehmel und heiratet den Komponisten und Schriftsteller Georg Levin, dem sie den Namen Herwarth Walden gegeben haben soll, unter dem er 1910 die einflussreiche Zeitschrift und 1912 die Galerie »Der Sturm« gründet, wo sich Künstler und Schriftsteller der damaligen Avantgarde präsentieren konnten. Die Dichterin stand so mit im Zentrum des kulturellen Lebens. Sie fand Anerkennung auf breiter Ebene. Als sie 1933 nach tätlichen Angriffen auf offener Straße aus Berlin in die Schweiz flüchtete, fand sie dort zunächst Unterstützung, weil ihre Gedichte neben denen Goethes in den Schulbüchern abgedruckt waren. Aber die Behörden gaben immer nur befristete Aufenthaltsgenehmigungen. Häufiger Ortswechsel war die Folge. Von Zürich aus reiste sie dreimal nach Palästina; zuletzt 1939. Damals hatte man ihr bereits die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt, und die Schweiz verweigerte das Rückreisewisum. Es blieben ihr noch gut vier Jahre. Verarmt und vereinsamt starb sie im Januar 1945 nach einem schweren Herzanfall in Jerusalem und wurde auf dem Ölberg begraben. Eine letzte Ruhestätte war es nicht, weil der Ölberg zum später jordanischen Teil Jerusalems gehörte. Schließlich fand sich ihr Grabstein neben einer Schnellstraße, die die Jordanier quer durch den alten Friedhof hatten bauen lassen. 1975 wurde er schließlich an einem neuen Platz auf dem Ölberg aufgestellt.

Else Lasker-Schüler war eine jener Doppelbegabungen, deren Karrieren meist einseitig verlaufen. So wurde sie als Dichterin und Schriftstellerin früh anerkannt und viel gedruckt. Sie hat Romane, Dramen, Erzählungen, Briefe und Gedichte voll Zärtlichkeit und Schönheit geschrieben. Dass es auch ein eigenständiges zeichnerisches Werk von ihr gibt, wurde weniger wahrgenommen. Erst in den letzten Jahren ist es wieder entdeckt worden, und selbst für Menschen, die glaubten, Lasker-Schülers Werk zu kennen, waren in der Ausstellung »Else Lasker-Schüler – Die Bilder« im Jüdischen Museum in Frankfurt/Main und im Hamburger Bahnhof Berlin (2010/2011) Überraschungen dabei. Dazu erschien im Jüdischen Verlag ein Katalog (30 Euro), herausgegeben von Ricarda Dick, die sich seit gut 20 Jahren mit Else Lasker-Schüler beschäftigt. Sie hat auch an dem Begleitheft zur Kocheler Ausstellung (16,50 Euro) mitgearbeitet und zeichnet für das schön gestaltete, im Prestel Verlag erschienene Buch »Else Lasker-Schüler und Franz Marc – eine Freundschaft in Briefen und Bildern«, verantwortlich. Darin wird erstmals die Korrespondenz von Franz Marc und Else Lasker-Schüler in eine rein zeitliche Ordnung gebracht, in die sich Briefe, Karten und Gedichte mit allen gestalterischen Details bis hin zu den Briefumschlägen einfügen. ||

ELSE LASKER-SCHÜLER
Gestirne und Orient. Die Künstlerin im Kreis des »Blauen Reiter«

Franz Marc Museum | Franz-Marc-Parc 8–10, Kochel | bis 6. Januar | Di–So 10–18 Uhr, ab November 10–17 Uhr | Mit einer Installation der Münchner Künstlerin Michaela Melián

Anzeige



Gott ist nicht allmächtig

Nach fünf Bänden beendet Håkan Nesser seine Serie um den gläubigen Kommissar Barbarotti. Im Interview spricht der 62-jährige Schwede über Gott als Frau, über den Teufel und erklärt, warum König Carl Gustaf abdanken sollte.

ANDREA THOLL

Herr Nesser, Ihr neuer Roman »Am Abend des Mordes« ist der fünfte und letzte Band der Serie mit Kommissar Barbarotti. Wie haben Sie sich gefühlt, nachdem Sie den letzten Satz geschrieben hatten? So wie Joanne K. Rowling, die nach »Harry Potter« tagelang weinte, oder eher wie Ian Rankin, der nach seiner »Rebus«-Reihe erst mal in eine Kneipe ging?

Es war nicht mal im Ansatz so dramatisch. Vielleicht ist es eine schöne Schlagzeile, wenn man sagt, der Abschied von meinem Helden war sehr schlimm. Letztendlich kann ein Serienende aber auch viel nüchterner betrachtet werden. Es war einfach ein Buch nach anderen.

Verließ der Abschied von Kommissar Van Veeteren, durch den Sie international bekannt wurden, genauso unspektakulär?

Ja, da war es ähnlich. Es ist am besten, etwas zur richtigen Zeit zu beenden. Nichts wird dadurch besser, es unnötig in die Länge zu ziehen. Ein Fußballspiel dauert 90 Minuten und nicht 120. Ich wollte zehn Van Veeteren schreiben und fünf Barbarottis. That's it. Es war der richtige Zeitpunkt, mich von Barbarotti zu verabschieden.

Abschied und Trauer sind dafür große Themen in »Am Abend des Mordes«. Kommissar Barbarotti hat selbst einen schweren persönlichen Schicksalsschlag zu verkraften, der arg unter die Haut geht. Ganz schön harter Tobak.

Ich hatte keine Wahl. Es sollte eine wirklich traurige Geschichte werden, die von den kompliziertesten Dingen des Lebens erzählt. Barbarotti zweifelt nach dem Tod dieser geliebten Person alles an, fragt sich, wie er weiterleben soll und was der Sinn seines Lebens ist. Barbarotti ist gläubig. Und auch in dieser Situation will er weiter glauben, aber es fällt ihm wahnsinnig schwer. Er spricht mit Gott, spricht über seine Unsicherheit und versucht, Antworten von ihm zu bekommen.

Kann Glaube Trauer erleichtern?

Man sollte Trauer ertragen, ihr mitten ins Ge-



Håkan Nesser | Foto: Sven Paustian

sicht schauen. Sie ist wichtig für den Heilungsprozess. Sie einfach loswerden zu wollen – auch durch Glauben – ist nicht der richtige Weg.

Sind Sie gläubig?

In den 60er-Jahren war ich Atheist. Nun bin ich in einer ähnlichen Lage wie Barbarotti. Ich gehe nicht in die Kirche und würde mich auch nicht als religiös bezeichnen. Aber ich will glauben. Ich glaube, dass es eine gute Kraft gibt. Glauben ist eine Art Kampf und oft sehr mühsam. Viel leichter ist es, nichtgläubig zu sein. Wenn man über Fakten spricht, weiß man etwas. Beim Glauben ist es anders. Man glaubt Dinge, die man nicht prüfen kann. Deshalb kann man sich dabei auch nie sicher sein.

Muss man nicht hin und wieder ein Zeichen der Bestätigung bekommen?

Ja, und diese Zeichen gibt es auch. Barbarotti spricht zu Gott. Er kann dessen Stimme hören. Nun kann man natürlich lästern: Ja, ja, der hört Stimmen, das ist sowieso Quatsch. Aber wenn man gläubig ist, kommen manchmal Worte von irgendwo. Man denkt sie aber nicht selbst, sondern jemand anderes packt sie einem in den Kopf. Wenn es Gott gibt, gibt es den Teufel auch. Deshalb kann auch der zu

einem sprechen und sagen: Bring den kleinen Scheißer um!

Kommissar Barbarotti bezeichnet Gott als Gentleman, der warten kann.

Ja, Gott wird auf jeden warten und nie Druck ausüben, zu ihm zu finden. Er hat außerdem zweifellos Sinn für Humor und ist nicht allmächtig. Er hätte auch keine Chance, denn er kämpft gegen den Teufel und dazu gegen Menschen mit ihrem freien Willen.

Könnte Gott nicht ebenso eine Frau sein?

Ja, Gott könnte auch eine vornehme Lady sein. ER oder SIE. Das ist einfach nur eine Sache der Sprache. Gott ist jenseits eines Geschlechts. ER ist eine SIE oder SIE ist ein ER. Völlig egal. Traditionellerweise sagt man eben DER Gott.

Ihre Hauptverdächtige Ellen, die sogenannte »Schlächterin von Klein-Burma«, hat ihren Ehemann wie ein totes Schwein zerlegt. Wie Ihr verstorbener Kollege Stieg Larsson beschreiben Sie die Folgen männlicher Unterdrückung. Warum sind schwedische Autoren prädestiniert, Anwälte der Frauen zu sein?

Dass schwedische Männer die besseren Frauenversther sind, würde ich nicht unterschrei-



ben. Aber als Schriftsteller muss man sich in Schwächere hineinversetzen, und es ist auch völlig normal, darüber zu schreiben. Rein statistisch werden Frauen und Kinder öfter von Männern missbraucht, man muss sie also beschützen. Der Tote im Buch hat es einfach verdient, umgebracht zu werden.

Dort gibt es auch einen Anflug an Kritik am schwedischen König Carl Gustaf. Hätte er nach dem Sexskandal vor zwei Jahren besser zurücktreten sollen?

Keine Frage. Warum sollte er noch auf dem Thron bleiben? Er hat doch gar kein Interesse daran, König zu sein. Ich bin sicher, dass er es nur widerwillig ist. Carl Gustaf macht seinen Job, und den nicht mal besonders gut. Vielleicht gab es nach dem Skandal eine Diskussion innerhalb der königlichen Familie. Kronprinzessin Victoria sagte womöglich: »Du musst bleiben, Papa«. Weil sie noch keine Königin sein und erst in Ruhe Kinder bekommen wollte.

Ist denn eine Monarchie für ein modernes Land überhaupt noch zeitgemäß?

Könige und Königinnen sind auch heute noch sehr beliebt. Sie nähren romantische Vorstellungen aus Märchen, in denen es eben keine Präsidenten nebst Gattinnen gibt. Wenn es möglich wäre, mit einem Land bei Null anzufangen, ist eine Monarchie jedoch keine gute Idee. Hat man sie einmal, ist es fast unmöglich, sie wieder loszuwerden. Man müsste die Verfassung komplett umschreiben oder eine Revolution anzetteln. Aber das wird in Schweden wohl nichts. ||

Håkan Nesser liest mit Dietmar Bär am 27. Oktober um 19 Uhr in München im Institut für Rechtsmedizin. Die Veranstaltung ist ausverkauft.

Am Abend des Mordes

Håkan Nesser

btb 2012 | 480 Seiten | 19,99 Euro

Die Kunst der Korruptierbarkeit

Matthew Quirks Thrillerdebut

GÜNTER KEIL

Matthew Quirk kommt gleich zur Sache. Washington, 2012: »In der Stadt wimmelte es von sich kaum unterscheidenden Figuren, die alle im gleichen Geschäft arbeiteten, in der Politik, wo die entscheidenden Fähigkeiten Schmeichelei und falsche Freundlichkeit waren.« Der Autor weiß, wovon er schreibt. Als investigativer Journalist hat er regelmäßig über Lobbyismus und Bestechung recherchiert. Diese Erfahrung fließt in Quirks rasanten Debüthriller ein – frech und hart nimmt er den schmutzigen Politik-Betrieb aufs Korn. Seine Hauptfigur Mike Ford zeichnet der 31-jährige Autor als klassischen Außenseiter, der gegen alle Widerstände nach oben will. Ford, Sohn eines Kleinkriminellen, hat es bis nach Harvard geschafft. Dort sitzt er im Seminar »Politische Strategie« und bemerkt angewidert: »Ego strömte durch den Raum wie frisch gekühlte Luft.« Wenige Monate später arbeitet er bei der Davies Group, einem mächtigen Beratungsunternehmen. Seine Aufgabe ist es, Wünsche, Ängste und Geheimnisse der 500 wichtigsten Politiker, Beamten und Rich-

ter zu recherchieren, um sie später als Druckmittel verwenden zu können. Geblendet von Wohlstand und Einfluss genießt Ford seinen neuen Status. Doch allmählich dämmert ihm, dass er seine Seele verpfändet, seine Rechtfertigung verliert. Als er erfährt, dass sein Arbeitgeber den Mord am einzigen unbestechlichen Richter am Obersten Gerichtshof plant, beschließt Ford, gegenzusteuern. Er steigt aus und erpresst seinen Chef mit Dokumenten, die dessen Mitwirkung beim Watergate-Skandal beweisen. Es folgt ein brutales Ringen um Reputation und Macht. Im Schlussakt treibt Quirk den Kampf Gut gegen Böse, David gegen Goliath, Ehrbarkeit gegen Skrupellosigkeit auf die Spitze. Sein spannendes Thema, die Korruptierbarkeit jedes Menschen, vernachlässigt er dabei zugunsten der genretypischen Action. Dennoch ist sein Debüt wie ein perfekter Haken beim Boxen: überraschend, schnell und wirksam. ||

Die 500 | Matthew Quirk

Blessing 2012 | 416 Seiten | 19,95 Euro

Anzeige

GERMANIA I Dinkelhofen

Ein Stück von Stefan Kastner

Michaela May
Inge Rassaerts
Sarah-Lavinia Schmidbauer
Susanne Schroeder
Isabel Kott
Philipp Brammer
Stefan Merki
Dominik Wilgenbus
Uli Zentner
Müttergesangsverein München

Uraufführung 07.11.2012

Weitere Vorstellungen
08., 09., 10., 11.11.2012
Beginn 20:30 Uhr

Schwere Reiter
Dachauer Str. 114, 80663 München
€ 15.-, Erm. € 10.-
Ticket-Te1.: 0152/05435609

LITERATURFEST MÜNCHEN 2012
14/11 bis 02/12

53 MÜNCHNER BÜCHERSCHAU | forum•autoren | Literaturhaus München

/ Veranstalter: Börsenverein des Deutschen Buchhandels Bayern, Literaturhaus
/ In Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat der Landeshauptstadt München
/ Medienpartner: Bayern 2, Buchjournal

LYRIK

als gings

um die welt als
gings um das
fenster zur welt als
gings um das
staunen das flöten
solo am ende als

gings um kreise das
eingekreiste das
punkt haben als
gings um den punkt
genau das um
nichts als das als

gings um die
welt als gings um
das fest zur welt
um das staunen das
helle als gings um
das flötensolo am
ende

Augusta Laar

© Augusta Laar | mit freundlicher Genehmigung der Autorin

Performancekünstlerin, Lyrikerin, Musikerin, Fotografin und nicht zuletzt Lyrikvermittlerin – für die 1955 geborene Künstlerin Augusta Laar ist Kunst Leben. Das Gedicht ist eines von 99 love poems und damit Teil einer Schallplatteninstallation, die 2011 in der Ausstellung »playing now« in der Galerie GEDOK-muc gezeigt wurde. Augusta Laar hat gemeinsam mit Alma Larsen und Sarah Ines Struck das 1. Schamrock Festival der Dichterinnen in München ins Leben gerufen, das von 19. bis 21. Oktober in München stattfindet (ein Bericht dazu auf der nächsten Seite).

99 love poems

Augusta Laar

Gedichte und Bleistiftskizzen | Gedok München 2012

Firlefantastisch



Zwischen Entdeckerfreude und Ambition:
zwei aktuelle Lyrikbände für Kinder und
Mädchen gehören in jedes Bücherregal!



CHRISTINE KNÖDLER

Vielleicht ist es zu viel behauptet, dass Lyrik für Kinder boomt – aber das Gegenteil ist gewiss auch nicht der Fall. Lyrik-Bände für Kinder, für die ganze Familie, Hausbücher mit Geschichten, Gedichten, Illustrationen sind oft die Schmankerl der Verlagsprogramme: Franz Hohler bei Hanser, die Hausbücher, die bei Gerstenberg längst Tradition haben, die legendären Anthologien bei Beltz & Gelberg, Gedichtsammlungen bei Thieme-Verlag, Esslinger, cbj. Ganz aktuell ist beim Berliner Tulipan Verlag ein aufwändig gestalteter Prachtband erschienen: »Firlefanz. Ganz und gar und gar und ganz. Sinn- und Unsinnsgedichte«. Herausgeber ist der freie Journalist und Autor Jens Sparschuh, der auch mit eigenen Gedichten vertreten ist. Das Prinzip seiner Auswahl: Ungewöhnliches zusammenzufügen, kühne Bogen zu spannen zwischen anspruchsvoll und abgefahren, daraus neue, eigenwillige Lesarten entstehen zu lassen und – sieht man ab von Ernst Jandls »ottos mops« oder Heines »Fräulein am Meer« – weitgehend auf die üblichen Verdächtigen zu verzichten.

Schon die Kapitelüberschriften wie »Buchstabensuppe & Wortsalat«, »Vorsicht: Wald- und Wiesendichter!«, »Ge...nie!«, »Haussegen, etwas schief« oder »Luftkuss und Luftkisse« zeigen: Hier ist ein passionierter Kreuz-, Quer- und Um-die-Ecke-Denker am Werk, der die Liebe zur Lyrik herrlich pathosfrei übers Schräge weckt. Das Sprach-Spiel-Feuerwerk beantwortet die Münchner Illustratorin Susanne Straßer mit einem Feuerwerk an Einfällen. Die Wortkunst kommentiert, konterkariert, über-zeichnet sie im besten Sinne des Wortes so gekonnt wie anarchisch. Folgerichtig zaubert hier das Kaninchen den Zauberer aus dem Hut, der röhrende »Platzhirsch«-Muskelprotz mit Stoppelwaden und aufgesteckten Hörnern gehört in jede Ahnengalerie und die drei schweren Jungs an der Bar, die zum »Herbstgedicht« von Robert Gernhardt ihre Winterpullis mit harmlosen Jahreszeiten-Motiven (oben) sowie Maurerdekolléts (unten) zur Show stellen, erzählen das Gedicht aufs Köstlichste weiter. Das ist tatsächlich bestrickend, zwischen lustig und lustvoll eine Schatzkiste in Wort und Bild, für Lyrik-Einsteiger, -Entdecker, -Kenner: firlefantastisch!

Die Welt ist weiblich

Um eine weitaus kompliziertere Zielgruppe bemüht sich »Spring ich durch den Feuerreifen. Lyrik für Mädchen«, und die Frage stellt sich, was das sein mag: Lyrik für Mädchen.

Eine andere als für den Rest der Welt? Und ist der Begriff »Mädchen« überhaupt noch zeitgemäß? Die Perspektive ist jedenfalls rein weiblich, ausschließlich Lyrikerinnen, unter ihnen die ganz großen: Rose Ausländer, Ingeborg Bachmann, Hilde Domin, Annette von Droste-Hülshoff, Mascha Kaléko, Sarah Kirsch, Else Lasker-Schüler, Herta Müller, Nelly Sachs kommen zu Wort. Der Gang durch die Poesie der Jahrhunderte ist nicht nur als Literatur-, sondern auch als Kulturgeschichte hochinteressant: »Sie suchen nach ihrem eigenen Leben«, heißt es in »Die Taschenfrauen« (von Ursula Krechel) – es ist der rote Faden, der sich durch den sorgfältig zusammengestellten, klug komponierten und ambitioniert angelegten Band zieht: Wie weibliche Identität auch unter Extrembedingungen werden kann.

Die inhaltliche Bandbreite vom »Ausbrechen« über »Hausgemacht«, »Weltbewegen(d)« bis »Die Welt hochwerfen« ist enorm, der Anspruch genauso, der Zugang weniger emotional als vielmehr intellektuell. Entsprechend sind jedem der 15 Kapitel Einführungen der Herausgeberinnen Christiana Engelmann und Cornelia Gyárfás mit Informationen zu den Lebensgeschichten und Lebensthemen der Lyrikerinnen vorangestellt, fundiert, kenntnisreich und mit nur einer Einschränkung: Zuweilen stellt der erfahrene Blick der (lebens-)klugen Frauen ein zielloses Flanieren in den Schatten, zuweilen kommt ein unbekümmertes Ins-Leben-wie-Ins-Lesen-Schmecken zu kurz. Und wäre es nicht genau das, was »Mädchen« sich wünschen könnten? Ohne Anleitung sich »Wisst ihr nicht, wie weh das tut?« (von Friederike Kempner) selbst zu erlesen, »trainingsziele« (von Monika Rinck) zu formulieren, die Welt hochzuwerfen wie die Worte, und einzusammeln, was herabschwebt – und bleibt?

Selbstverortung und Selbst(er)findung sind die großen Themen, darum haben alle die hier versammelten Autorinnen lebend und schreibend gerungen. Der Sprung durch den Feuerreifen ist schließlich kein Kinderspiel – aber ein differenziertes Gedankenspiel, das das Zeug zum Lebensbegleiter hat: morgens und abends zu lesen. ||

Firlefanz – ganz und gar und gar und ganz. Sinn- und Unsinnsgedichte

Hrsg. Jens Sparschuh

Illustrationen von Susanne Straßer | Tulipan 2012 217 Seiten | 24,95 Euro | Ab 5 Jahre

Spring ich durch den Feuerreifen. Lyrik für Mädchen

Hrsg. v. Christiana Engelmann und Cornelia Gyárfás

Reclam 2012 | 240 Seiten | 12,95 Euro | Ab 13 Jahre

Der geklonte Schriftsteller

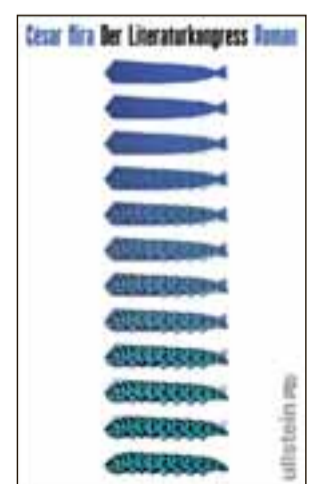
GÜNTER KEIL

Wie hebt man einen Piratenschatz und wird reich? Wie werden aus Krawatten Riesenraupen? Wie rettet man die Welt vor einer Katastrophe? Der argentinische Schriftsteller César Aira kennt die Antworten und verpackt diese in ein kurioses literarisches Abenteuer, das an Originalität kaum zu übertreffen ist. Der Ich-Erzähler ist ein schräges Alter Ego des Autors: César, erfolgloser Schriftsteller und verrückter Wissenschaftler. Dieser behauptet bescheiden: »Meine eigene Intelligenz ist, wie ich zur Genüge erfahren habe, ziemlich beschränkt«. Was ihn nicht daran hindert, gelassen zu schildern, wie er die Weltherrschaft erringen will, indem er den Schriftsteller Carlos Fuentes klonen wird. Und tatsächlich: Mit seiner Klonwespe reist César zu einem Literaturkongress in Venezuela. Für das Tier hat er einen fingerhutgroßen Zellophanwürfel in der Form einer Schweizer Sennhütte gebastelt. Nachdem die Wespe eine Zelle von Fuentes entwendet hat, beginnt das Experiment. Während der Klonpro-

zess fortschreitet, legt sich César an den Hotelpool und hofft darauf, seine geistige Hyperaktivität drosseln zu können. Doch der Wirbelsturm im Kopf hält an. César sinniert über die körperliche Vollkommenheit beim Menschen, die Wirkung von Kunst, die Tragik der Liebe und die trügerische Wirklichkeit. Er philosophiert und halluziniert – und genießt es, dabei von attraktiven Kongressmitarbeiterinnen angehimmelt zu werden. Als eines Tages Riesenraupen die Welt bedrohen, erkennt César, dass sein Klonversuch die Ursache ist und er allein die Menschheit retten kann. Es ist eine phantastische Welt voller wahnwitziger Ideen und überraschender Wendungen, erzählt mit feiner Selbstironie, die César Aira auf nur 112 Seiten entfaltet. Blitzschnell wechselt er von hochphilosophischen Gedanken zu köstlichem Schabernack. »Der Literaturkongress« ist ein grandioser Schelmenroman, ein intellektuelles Hochvergnügen. Der vermutlich kleinste große und größte kleine Roman des Jahres. ||

César Airas
phantastisch
schräger Roman

»Der Literaturkongress«



Der Literaturkongress

César Aira

Ullstein 2012 | 112 Seiten | 18 Euro



Die drei Veranstalterinnen des »Schamrock-Festival der Dichterinnen«, Augusta Laer, Sarah Ines Struck, Alma Larsen
Foto: Frank H. Hartmann

KATRIN SCHUSTER

Glaubte man den Literaturseiten der Tages- und Wochenzeitungen dieses Landes, dann könnte man den Eindruck gewinnen, die Lyrik spiele im Grunde keine Rolle mehr. Zwar wird hier und da und hin und wieder ein Gedicht abgedruckt, an einer kritischen Auseinandersetzung jedoch mangelt es weitgehend. Für jene Gattung, die gerade als öffentliche den Anfang der Literatur markiert und die die zunehmende Privatisierung des Schreibens und des Lesens durch die Prosa stets kritisch beäugt hat, muss das eine bittere Erfahrung sein. Allein, sie jammert nicht, sondern nimmt die Angelegenheit selbst in die Hand – indem sie sich ihres mündlichen Ursprungs erinnert und jene Öffentlichkeit sucht, die ihr von vielen Medien, darunter nicht zuletzt von einem zunehmend mutlosen Buchmarkt, verweigert wird. Als lautstärkste Äußerung dieser Entwicklung darf zweifellos der Poetry Slam gelten, dessen Münchner Ausgabe schon lange auf ziemlich festen Füßen steht.

Lyrik in München, wie sie lebt und rockt

Die Zeitschrift »Das Gedicht« feiert Jubiläum und auf dem 1. Schamrock Festival der Dichterinnen lesen, performen und diskutieren renommierte Dichterinnen aus aller Welt.

Den Vorwurf des allzu Populären, den sich der Poetry Slam immer wieder gefallen lassen muss, kennt man in München: von dem Dichterkreis »Die Krokodile«, der Mitte der 1850er-Jahre gegründet wurde, nachdem König Max II. sowohl den Dichter Emanuel Geibel als auch den späteren Nobelpreisträger Paul Heyse mit gut dotierten Universitätsposten in die Stadt gelockt hatte. Geibel gilt heute als vergessen, überlebt hat er zuallererst in der Literatur der anderen, als Objekt des Spotts. Wilhelm Busch porträtierte ihn als »Balduin Bähblamm, der verhinderte Dichter« und Thomas Mann diente Geibel als Vorbild für Jean Jacques Hoffstede aus den »Buddenbrooks«: »der Poet der Stadt, der sicherlich auch für den heutigen Tag ein paar Reime in der Tasche hatte ...«

Die Zeiten der stattlichen staatlichen Pensionen für Dichter sind freilich längst vorbei (für Dichterinnen gab es solche ohnehin nie), die private wie öffentliche Förderung nimmt mittlerweile Umwege über Stipendien und Zuschüsse. Lyrisch betrachtet steht München allerdings besser da als die meisten anderen Städte: Im Jahr 2005 eröffnete das Lyrik Kabinett – die mit über 40.000 Bänden deutschlandweit umfangreichste Bibliothek für Poesie und weltweit die zweitgrößte ihrer Art – in der Amalienstraße endlich sein erstes eigenes Haus. Zum dritten Mal wird in diesem Jahr zudem der Münchner Lyrikpreis verliehen. Und vor den Toren der Stadt, in Weßling, erscheint bereits seit 1993 die Zeitschrift »Das Gedicht« von Anton G. Leitner, die das Populäre nicht scheut und sich eben nicht nur auf Papier präsentiert, sondern auch auf Youtube mit Gedichtclips sowie seit kurzem auf www.dasgedichtblog.de. In diesem Blog werden die Tage, Stunden, Minuten und Sekunden gezählt, bis am 23. Oktober die große Feier zum 20-jährigen Jubiläum stattfindet, und die Teilnehmer dieses »Internationalen Gipfeltreffens der Poesie« vorgestellt: ein durchaus beeindruckendes Who's-Who. München, das muss man so nüchtern feststellen, mausert sich gleichsam unbemerkt zur deutschen Lyrik-Hauptstadt.

Der vielleicht beste Beweis dafür ist das Schamrock-Festival der Dichterinnen, ein kaum weniger internationales Gipfeltreffen, das am vorletzten Oktoberwochenende stattfinden wird. Drei Tage dauert das Festival, über 40 Dichterinnen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Südtirol, Finnland und den USA reisen an, um zu lesen, zu performen, Rede und Antwort zu stehen. Tanja Dückers, Lydia Daher, Karin Fellner, Ilma Rakusa, Marlene Streeruwitz und Ruth Klüger sind nur ein paar wenige der vielen klangvollen Namen, die man – den Kuratorinnen Augusta Laar, Alma Larsen und Sarah Ines Struck sei Dank – im Programm findet. Und auch in diesem Fall wird der Vorfreude per World Wide Web gebührend Ausdruck verliehen: Auf der Seite www.schamrock.org findet man Porträts aller Teilnehmerinnen inklusive Gedichtauszügen sowie eine zauberhafte »Gruszbotschaft«, sowohl in Schreibmaschinenschrift als auch auf Video, von Friederike Mayröcker, die ihre Teilnahme leider absagen musste: »Bin hingerissen in eurer Mitte«, schreibt die österreichische Dichterin, die im Dezember dieses Jahres 88 Jahre alt wird.

»Hingerissen in eurer Mitte«: Das benennt die neue öffentliche Präsenz der Lyrik, nicht nur in München, wohl ziemlich treffend. Auch der Name »Schamrock« gründet eben nicht zufällig in der lyrischen Mündlichkeit: »das gezirre / zieht zieht / das geflirre / ziert ziirt / das gezische / fischt fischt / das geziehe / flieht flieht / das gezirpe / führt führt / das ni na ni na ni / was die scham rockt«, lautet das Gedicht von Augusta Laar, dem der Lyrikerinnen-Salon seine Bezeichnung verdankt. Stets ein paar Reime in der Tasche zu haben, ist, gerade in München, mithin längst nicht so verwerflich, wie Thomas Mann vor über 100 Jahren behauptete. ||

1. Schamrock-Festival der Dichterinnen

19.–21.10. | Programm unter www.schamrock.org/festival
Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | Karten vor Ort oder im Vorverkauf über München Ticket

Internationales Gipfeltreffen der Poesie – 20 Jahre »Das Gedicht«

23.10. | 19.00 Uhr | Literaturhaus, Saal | Salvatorplatz 1
Eintritt 12 Euro (inkl. 1 Freigetränk)

Dadaistische Silbensalven

CHRISTINE KNÖDLER

Die Frage ist ja: Wie bringt man Lyrik an den Mann, oder vielmehr, ans Kind, ohne mit zu viel Anspruch zu langweilen, mit zu großen Metaphern den Schneid abzukaufen oder gar auf Dauer ganz zu verprellen, wie geht das: Wirklichkeit im Gedicht zu verdichten, womöglich so, dass es Spaß macht? »auf dem land« von Ernst Jandl ist eine furiose Antwort, der Plot ist so einfach wie der Satzbau: Rinder brüllen, Schweine grunzen, Hunde bellen, Katzen miauen, Kater schnurren, Gänse schnattern, Ziegen meckern, Bienen summen, Frösche quacken, Hummeln brummen, Vögel zwitschern, heißt es da. Nein, heißt es eben nicht. Bei Ernst Jandl tönt das nämlich so: »RininininininDER brüllüllüllüllüllüllIEN (...) gänänänänänänSE schnattattattattattERN« – schon wird aus Realität feinste Kunst, ein Silbensalven-Spiel auf höchstem Niveau, ein dadaistisches Unsinn-Spektakel, das alles kann: überraschen, mit Worten jonglieren, mit Lauten malen und dabei unmittelbar zur Sprache bringen, was es bedeutet, auf dem Land zu sein. (Stall-) Türen gehen im Kopf auf, Fantasie wird beflügelt, zugleich jede Idylle in Grund und Boden gequakt und eine aberwitzige Kakophonie angezettelt, die nicht nur Kinder lieben werden. All das hat Illustratorin Monika Maslowska in Szene gesetzt, sie lässt das Kind auf der Kuh reiten und durch ein Megaphon brüllen, verpflanzt Hunde in Papierhütten und versieht jede Doppelseite mit kleinen Spielanleitungen zum Mitsummen, -grunzen, -hüpfen, -kleben, -kochen, -tirilieren, weil genau das Lyrik will und



© mixtvision 2012

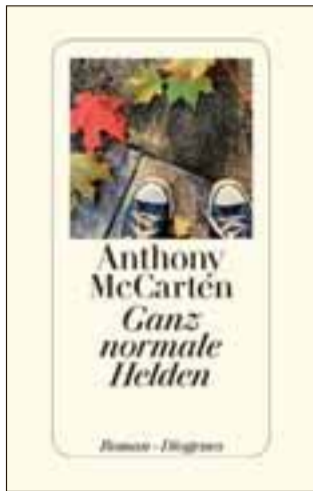
ist: Erfahrung verlaublich und zu eigen machen lassen. Und noch ein Höhepunkt ist in diesem Rundum-Frohlich-Paket, das alle Sinne anspricht und nachhaltig für Poesie begeistern wird: die beigelegte CD, auf der Meister Jandl persönlich »auf dem lande« zum Allerbesten gibt. KinininininininDER klatatatatatSCHEN! ||

auf dem land

ernst jandl

illustriert von monika maslowska | mixtvision 2012 | 32 Seiten mit Jandl-Aufnahme auf CD | 17,90 Euro | Ab 4 Jahre

Spiel oder Leben



Anthony McCarten definiert den modernen Gesellschaftsroman neu – und setzt Maßstäbe beim Buchmessen-Schwerpunkt Neuseeland.

zu seinen Themen passt. Etwa O-Töne aus einem Online-Rollenspiel: »Borogrove versetzt Agi einen Schwerthieb, 4 Schadenspunkte« notiert er neben dutzenden weiteren Computergame-Einträgen in seinem aktuellen Werk »Ganz normale Helden«.

McCarten ist der wohl kreativste neuseeländische Autor seiner Generation. Und einer der erfolgreichsten. Die fünf Romane des 51-jährigen werden in 14 Sprachen übersetzt, sein Bestseller »Superhero« läuft als »Am Ende eines viel zu kurzen Tages« im Kino. Er verfasst Drehbücher und Theaterstücke – bereits im Alter von 25 Jahren gelang ihm mit »Ladies Night« ein Welterfolg für die Bühne; die Filmadaption dieser Komödie über eine Männeranztruppe hieß »Ganz oder gar nicht«. Meist begleitet ein ironisches Augenzwinkern seine Plots, ebenso ein feines Gespür für die Außenseiter-Perspektive.

Es ist eine Gratwanderung, auf die sich Anthony McCarten in seinen Büchern begibt. Er unterhält und berührt wie ein Routinier,

überrascht und provoziert wie ein Debütant. Tragikomische Momente sind seine Stärke. Dabei packt er seine 300 bis 500 Seiten derart voll, dass einem schwindelig wird. »Unser Leben vergeht so schnell, als würde jemand mit dem Finger auf den Fast-Forward-Knopf drücken. Der moderne Gesellschaftsroman ist verpflichtet, all diese vitalen, vielfältigen und schnellen Entwicklungen aufzunehmen und zu reflektieren«, meint der Wahl-Londoner. Da verwundert es nicht, dass McCarten in seinem Familiendrama »Ganz normale Helden« mit seinen Protagonisten nahezu komplett in die Virtualität abrutscht. Der 18-jährige Jeff, Papa Jim und Mama Renata sind seit dem Tod ihres Bruders und Sohnes Donald (der krebskranken Hauptfigur aus »Superhero«) verzweifelt. Alle drei flüchten ins Netz. Im Chat mit Gott, beim Online-Dating oder im kriegerischen Rollenspiel suchen sie Zerstreuung und Glück. Doch dadurch wird alles nur noch schlimmer, noch verwirrender. »Kann ein virtuelles Spiel realer sein als mein reales Leben?«, fragt sich Jim.

Eine kritische Bestandsaufnahme der typischen Mittelklasse-Familie 2012? Ein Anti-Computertechnologie-Roman? Nicht ganz, meint McCarten: »Die Digitale Revolution umgibt ein Gefühl von Unsicherheit, Angst, Begeisterung und Hoffnung. Und mittendrin befinden wir uns.« Vieles am Internet werte er positiv, die Informationsfreiheit, das Teilen von Ideen, die Beschleunigung der Kommunikation. Andererseits verursache dies gesellschaftliche und persönliche Probleme: »Die Möglichkeit, sich hinter einer Maske zu verstecken; ganz allein total verkommene Welten erkun-

den zu können; die Chance, der rauen Wirklichkeit für lange Zeit zu entfliehen; nicht erwachsen zu werden. Und, vielleicht am schlimmsten von allem: vom echten Leben gelangweilt zu werden«, so der Autor.

Langweile müssen seine Leser nicht fürchten. Eher müssen sie gelegentlich in Deckung gehen vor dem literarischen Feuerwerk, das der Neuseeländer zündet. Es sorgt in »Superhero« dafür, dass die tieftraurige Geschichte nie kitschig wirkt. Und dafür, dass man sich nach der Lektüre von »Ganz normale Helden« so fühlt wie nach drei Stunden Surfen & Chaten im Netz. Als einer der wichtigsten Vertreter des Buchmessen-Gastlandes werden sich nun noch mehr Scheinwerfer auf den zweifachen Familienvater richten, was McCarten nicht stört. Denn mit seinen in München sonst auffälligen Landsleuten hat er nichts gemein. Er schmunzelt: »Das Benehmen einiger weniger Neuseeländer auf dem Oktoberfest scheint eine bestimmte Vorstellung verbreitet zu haben: Dass wir gerne mit Bierkästen auf Bäume klettern und trinken, bis wir wieder herunterfallen. Aber ich versichere Ihnen: Dieses Image stimmt nur zum Teil.« Na hoffentlich. ||

Ganz normale Helden

Anthony McCarten

diogenes 2012 | 453 Seiten | 22,90 Euro

Anthony McCarten liest am 25.10. bei Bücher Lentner, Balanstr. 14 und am 27.10. in der Charlotte Dessecker Bücherei in Pullach

GÜNTER KEIL

Seine Leser müssen auf alles gefasst sein: »Biiiiiiiiip!!!« oder »Wumm!!!« kreischt und dröhnt es da bisweilen. Der neuseeländische Autor Anthony McCarten mixt Comic-Jargon mit klassischen Erzählfragmenten, Jugendslang mit literarischen Kapiteln, Drehbuch-Elemente mit Internet-Sprache. McCarten schreibt zwar auch klassische Belletristik, greift jedoch gerne nahezu ungefiltert auf, was

Dumm gelaufen

Im Artikel »Kein Ort, jetzt« von Sylvia Rein, Seite 17 der letzten Ausgabe, fehlte der Schluss. Es war also kein Sommerrätsel, sondern ein bedauerliches Versehen. Wir bitten um Entschuldigung! Die komplette Rezension finden Sie unter www.muenchner-feuilleton.de.

Autorenkamikaze

Ende Oktober macht sich die on3-Lesereihe auf die Reise durch fünf bayerische Städte.

MARKO PFINGSTTAG

Man stelle sich vor, junge und leidenschaftliche Autoren nähmen sich den Begriff »Kamikaze« zu Herzen und stürzten sich auf Sprache und Literatur ohne Rücksicht auf Verluste, unter Einsatz ihres Lebens. Zwölf solch Wagemutige im Alter von 18 bis 30 Jahren hat die diesjährige on3-Lesereihe eingeladen, die vom 22. bis 26. Oktober in fünf bayerischen Städten gastiert. Dort präsentieren die Autoren ihre Texte, die diesmal unter dem Motto »Kamikaze« stehen. Das braucht Mut – aber um sein Leben muss niemand fürchten.

Das schreibende Dutzend wurde von einer vierköpfigen Jury ausgewählt, allesamt selbst Literaten: Benedict Wells (mit 28 Jahren hat er bereits drei Titel im Diogenes-Verlag veröffentlicht), Jasmin Ramadan (»Soul Kitchen«), Katja Huber (»Coney Island« – sie war Mitinitiatorin des »Bavarian Open Word«, wie die Lesereihe in den Jahren 2006 und 2007 noch hieß). Claudius Nießen ist der vierte Juror und Geschäftsführer des Deutschen Literaturinstituts in Leipzig, der »Kaderschmiede« für den Literaturnachwuchs. Er veranstaltet die Wochenend-Schreibwerkstatt, an der der Gewinner der Lesereihe teilnehmen darf. Wer das sein wird, entscheidet sich am letzten Leseabend in Nürnberg: Dort treten die vier Städtegewinner gegeneinander an.

»Die Texte müssen packen«, da sind sich die Juroren einig. Eine gute Idee, Fluss, Spannung – das waren die Kriterien. Fehler, Ecken und Kanten sind erlaubt; es sind keine Profis mit Verlag im Rücken, die man fördern und der Öffentlichkeit bekannt machen will. Aber sie haben jedes Jahr einen Profi an ihrer Seite, der den Abend mit Musik und eigenen Textbeiträgen bereichert: Rainer von Vielen war schon zu Gast, ebenso Frank Spilker (Die Sterne), Knarf Rellöm oder Jens Friebe. Für 2012 konnte man



grafik: sg

Gustav (alias Eva Jantschitsch) aus Wien verpflichten. Wenn die selbsternannte Elektrochanteuse nicht gerade für die Wiener Festwochen und die Salzburger Festspiele komponiert, bastelt sie melodischen Elektropop zwischen Marlene Dietrich, Laub und Lily Allen. Die Zuhörer erwarten somit zeitgenössische Lieder über Taubenvergiften im Park und politischen Protest, Texte etwa von Matthias Tonon (München) über Rain Man und »unnützes Neon-Wissen«, aber vor allem über Kamikaze als »ein Codewort für etwas ganz anderes«; über Glühwürmchen, deren Leidenschaft für Licht sie ins Verderben führt (Anne Strauß, Passau). Oder Marco Frobergers Geschichte über die selbstzerstörerischste aller Lieben: Geschwisterliebe (Regensburg). Im Videoportrait, mit denen jeder der Autoren auf der on3-Website vorgestellt wird, erzählt Marco Froberger eine ganz anderen Kamikaze-Geschichte: Seine Katze begann eines Tages, sich nicht sprichwörtlich, sondern ganz real und aggressiv in den Schwanz zu beißen – bis dieser amputiert wurde und der Spuk ein Ende nahm. ||

Die Lesung in München findet am 22. Oktober statt. Es lesen Lara Hampe, Samuel Langer und Matthias Tonon, Musik: Gustav. Alle Lesungen werden auf on3-Radio und im on3-Livestream übertragen. Mehr Infos unter: www.on3.de

Provisorium | Lindwurmstr. 37 | 22. Oktober 20 Uhr | Eintritt frei

Anzeige

JAZZ & MORE in Kooperation mit LOFT Music	THEATER
<p>Samstag, 13.10.2012, 20 Uhr INTERNATIONAL ŠKODA ALLSTAR BAND Gast: Maria Pia De Vito (vocal)</p> <p>Freitag, 09.11.2012, 20 Uhr ROOT 70 "Listen to your woman" Nils Wogram (tb), Hayden Chisholm (sax), Matt Penmann (b), Jochen Rückert (drums)</p>	<p>Donnerstag, 18.10.2012, 20 Uhr Shakespeare und Partner Schauspiel von W. Shakespeare "Komödie der Irrungen"</p> <p>Dienstag, 20.11.2012, 20 Uhr DAS ENSEMBLE (Ellen Schwiers) von Donald L. Coburn "Gin Rommé"</p>
<p>Heilmannstr. 2, 82049, Pullach, Telefon 089 744752-0, email: buergerhaus@pullach.de</p>	
KINDER- UND JUGENDTHEATER	KLASSIK
<p>Samstag, 10.11.2012, 17 Uhr THEATER TRIEBWERK Eine Abenteuergeschichte nach dem Roman von Hermann Melville "Moby Dick"</p>	<p>Mittwoch, 14.11.2012, 20 Uhr GAUTIER CAPUÇON (Cello) DAVID KADOUC (Klavier) Schumann, Schostakowitch, Grieg</p>

Mut zur Distanz und Mut zur Nähe



©Heike Bogenberger

Ein Porträt der Autorin Keto von Waberer zu ihrem soeben erschienenen Roman »Mingus«.

SUSANNE KRONES

Bevor Keto von Waberer – 1942 in Augsburg als Tochter einer deutschen Mutter und eines bolivianischen Architekten geboren – sich im nur eine Stunde entfernten München niederließ, führte ihr Weg sie einmal um die Welt. Sie wuchs in einem Dorf in Tirol auf, studierte Kunst und Architektur in München und Mexiko City, heiratete dort und lebte mehrere Jahre mit ihrer vierköpfigen Familie in Mexiko und den USA. Ihr dichtes Leben merkt man ihrer Prosa an, was nicht daran liegt, dass ihre Romane und Erzählungen sich in Teilen vor autobiographischen Kulissen entwickeln.

Das Drama des alltäglichen Lebens

Ihre Erzählungen in »Der Schattenfreund« (1988), »Fischwinter« (1991) und »Das Weiß im Auge des Feindes« (1999) sowie ihre Romane »Blaue Wasser für eine Schlacht« (1987) und »Schwester« (2002) wurden vielfach preisgekrönt, 1988 etwa mit dem Schwabinger Kunstpreis und 1996 mit dem Ernst-Hoferichter-Preis. Die wechselnden Pers-

pektiven aus Nähe und Distanz, die etwa »Selt-same Vögel fliegen vorbei« (2011) auszeichnen, erlauben virtuose Beschreibungen in der Rekonstruktion von Kindheit und Familiengeschichte. Sie gelingen nur einer, die auch den Mut hatte, auf Distanz zu gehen.

Zurück in Deutschland, arbeitete Waberer in unterschiedlichen beruflichen Welten als Architektin, Galeristin und Journalistin, u.a. für die Zürcher Weltwoche und Kunstzeitschriften, für die sie Künstler wie Joseph Beuys, Keith Haring und Ed Kienholz interviewte. Heute lebt sie als freie Schriftstellerin in München und das produktive Interesse für das Werk der anderen scheint geblieben: Waberer setzt sich lehrend mit der Mechanik des Schreibens auseinander. Sie war früh Gastdozentin in Essen, lehrt seit 1989 Creative writing an der Hochschule für Film und Fernsehen München, später auch bei den Textwerk-Seminaren des Literaturhauses München und beim Manuskriptum-Kurs für Kreatives Schreiben an der Ludwig-Maximili-

ans-Universität München.

Die Jury zum Münchner Literaturpreis, mit dem Waberer 2011 ausgezeichnet wurde, lobte ihre Mehrfachbegabung von höchster Sensibilität und meisterlicher Gestaltung: »Aus scheinbar flüchtigen Alltagsszenen zieht sie die Kraft eines Märchens oder einer Parabel und versetzt ihre Leser in aufklärendes Erstaunen.« Ihr Thema sei »die nimmermüde Suche nach Liebe und Glück: das Drama des alltäglichen Lebens, in dem sich Sehnsucht und Eifersucht, Erotisches und Melancholisches, Komisches und Bedrohliches mischen. Keto von Waberer ist eine Autorin, deren Werke ergreifen oder erheitern, oft beides gleichzeitig.«

Rostrote Zärtlichkeit, grüne Empörung

Waberers neuer Roman ist wieder ein solches Buch. Ihr Held Mingus ist ein Wesen, das sich allen Bezeichnungen entzieht und dadurch provoziert. Die Ohren spitz, die Mähne lockig, die Schulter dicht behaart. Es zwingt zur hilflosen Etikettierung: ein Wunder sei er, sagen die einen, die anderen halten ihn für den neuen Messias, die dritten für eine mörderische Waffe, die es zu vernichten gilt. Eine Anomalie, die vielen Angst macht. Die alte, erfahrene Tara rührt sie: »Wie schön er ist. Ein wahres Wunder, diese schlafende Chimäre!« Sie erklärt ihm, dass er ein einmaliges Wesen sei, in Teilen Mensch, in Teilen Löwe, im Reagenzglas hergestellt. Auch in der zukünftigen Welt, in der die Geschichte spielt – eine Welt, in der die Häuser auf jeden gesprochenen oder gedachten Wunsch ihrer Bewohner reagieren – ist das eine seltene Tatsache, mit der Mingus umgehen lernen muss. Die Heftigkeit der Reaktionen kann er nicht kalkulieren. Er verfängt sich in ihnen wie in einem Netz, so verhängnisvoll wie das

tatsächliche, mit dem er schließlich gefasst wird.

Es heißt, er hätte Nin entführt, der niemand glaubt, als sie beteuert, dass Mingus im Gegenteil ihr Retter sei, der sie zurückgebracht hat. Wochenlang war Mingus mit ihr, die für ihn sein kleiner Bruder ist, frei durch die Landschaft gestreift. Berührend schildert Waberer die »Geschwisterliebe« zwischen den beiden: Die Obhut, in die er sie während des Schlafes nimmt, das Urvertrauen, mit dem sie sich ihm überlässt, Mingus' Fürsorge. Umso grausamer die Trennung der beiden, als Mingus gestellt wird: Sie nehmen ihm den »Bruder«, Mingus wird betäubt. Beide leiden unter der Trennung und suchen nach einem Weg zurück.

Beeindruckend sinnlich vermittelt Keto von Waberer die Wahrnehmungen des Wunderwesens, etwa als Mingus zum ersten Mal seit langem wieder Regen auf seinem Fell spürt oder Wasser riecht: »Wasser kann ich riechen. Es riecht gut, eben wie Wasser riecht – hellgrün.« Immer wieder sind es Farben, die Mingus' Empfindungen einfangen, etwa als Nin seine nonverbalen Laute deutet und beschreibt: »Braune Zufriedenheit. Blaue Ungeduld. Rostrote Zärtlichkeit. Grüne Empörung. Gelbe Wut. Das schönste Knurren hat noch keinen Namen. Ich höre es nur, wenn wir uns ganz nahe sind und nachts. Vielleicht Samtschwarz?«

Die Frage, ob tatsächlich eine latente Gefahr von ihm ausgeht, in dem die Wut hockt wie ein Schmerz, bleibt offen und flirrt über der Geschichte wie grell ausgeleuchtete Sommerluft. Mingus ist ein Wunder von einem Helden. Ein Wunder von einem Buch. ||

Mingus

Keto von Waberer

dtv premium 2012 | 300 Seiten | 14,90 Euro

Wenn alle Gewissheiten zu Grunde gehen



Nach ihrer großartigen Sophie-Scholl-Biographie hat Barbara Beuys ein neues eindrucksvolles Werk über die NS-Zeit und die Mechanismen des Terrors verfasst.

SVEN HANUSCHKE

Gegen die niederländischen Nazi-Sympathisanten hat die Königin Wilhelmina vor dem Krieg erklärt: »Wij willen onz zelf zijn en blijven!« Wie schwer unseren Nachbarn im Norden das gefallen ist, wie schrecklich die deutsch-niederländische Geschichte in dieser Zeit verlaufen ist, insbesondere in Amsterdam, hat Barbara Beuys in ihrem neuen Buch »Leben mit dem Feind« beschrieben. Es ist eine Synthese aus Hunderten von Quellen, Tagebü-

chern, Korrespondenzen, viele zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt und zu einer fesselnden Chronik zusammengefügt, die von den Vorgesichten am Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Kriegsende reicht.

Beuys geht es nicht um bekannte Namen, um Anne Frank, Grete Weil, Ruth Liepman, Konrad Merz oder Harry Mulisch, die berühmten Exilverlage Allert de Lange und Querido werden kaum erwähnt. Es geht ihr um ein Gesamtbild, um den Alltag in Amsterdam, nachdem die deutschen Truppen die neutralen Niederlande binnen fünf Tagen überrannt hatten. Trotz der Besetzung wurden die Theater, Kinos, Kabarett weiterhin stark frequentiert; anfänglich gab es keine materielle Not – und die Besatzer behaupteten, es gebe für sie in den Niederlanden keine Judenfrage, obwohl ein paar Komponistenporträts im Concertgebouw doch sofort abgedeckt wurden.

Dass das Zusammenleben von Christen und Juden in den Niederlanden seit Jahrhunderten besonders harmonisch war, dass es in Amsterdam nie ein Ghetto gegeben hat, dass es nur Niederländer ohne Einschränkung gab, mit einer vielfältigen gemeinsamen Kultur, wie Beuys an vielen Einzelschicksalen zeigt – noch nicht einmal die niederländischen Nazis waren zu Beginn der deutschen Besetzung Antisemiten – das haben die Besatzer wohl wahrgenommen. Ihr Ziel, die Vernichtung der europäischen Juden, haben sie dennoch so perfid wie konsequent verfolgt. Und so wird zwangsläufig aus Beuys' Arbeit eine Darstellung des Holocaust in den Niederlanden, des ganzen Ablaufs von Ariererklärungen, Entlassungen, Registrierungen, Razzien, Enteignungen, dem Zusammenschieben der jüdischen Bevölkerung aus dem ganzen Land in drei Vierteln Amsterdams, dem Zwang zum Tragen des gelben Sterns. Am

Ende steht, Zug um Zug, der Abtransport ins Lager Westerbork und von dort in die Vernichtungslager. Von »Aussiedlung«, von Zwangsarbeit oder »Arbeitslagern« sprach die Propaganda; als auch Alte, Kranke, Kinder abtransportiert wurden, ist auch dem Letzten klar geworden, dass es um Mord ging.

Von allen deutsch besetzten Gebieten waren die Niederlande wohl am stärksten betroffen, der Massenmord an den Juden wurde hier so weit getrieben wie sonst nur noch in Deutschland selbst. 107.000 Juden wurden zwischen 1941 und 1943 aufgegriffen und deportiert, davon haben 5000 überlebt. Alle anderen »wurden ermordet, vernichtet, ausgelöscht – Ehepaare, Kinder, Säuglinge, Eltern, Geschwister, Großeltern.«

Die Diskrepanz zum weiterlaufenden Alltag der meisten Amsterdamer wird sehr deutlich; natürlich gab es Widerstand, der aber nur allmählich anwuchs, nach der »bitteren Erfahrung, dass die Besatzer noch für alles eine Steigerung in petto hatten«, lange ein »Widerstand en miniature«. Alle Amsterdamer trugen den gelben Stern am Tag nach seiner Verordnung; einen Tag später war auch diese Terror-Maßnahme schon wieder Normalität. Offener Widerstand war schwer, nur von einem Polizisten ist die Rede, der sich weigerte, Deportationen von Mitbürgern aus ihren Wohnungen vorzunehmen – er wurde vom Dienst suspendiert. Stummes Mitleiden, aber nur »winzige Protest-Zeichen in einem Meer von Schweigen und Wegsehen.«

Einige Schicksale des Widerstands hebt Barbara Beuys hervor: Jan van der Veen und seine Fälscherwerkstatt, die vielen das Leben rettete; Walraven van Hall, der Widerstandsgruppen vernetzte und das Geld für ihren Unterhalt organisierte; und Walter Süskind,

der aus dem zentralen Kinderhaus mit seinen Mitarbeiterinnen 900 (von 6000) Kinder heraus schmuggeln und zu Familien im ganzen Land bringen lassen konnte. Keiner von ihnen hat das Kriegsende erlebt, sie wurden erschossen oder im KZ umgebracht. Im Oktober 1943 proklamierten die Besatzer Amsterdam als »judenfrei«.

Barbara Beuys präsentiert ihren Stoff lakonisch, mit klarem Blick für das beredte Detail, eigene Wertungen hält sie ganz zurück und doch entwickelt das Buch gerade dadurch seinen Sog: Das Geschehen wirkt umso direkter, die »gelebte Erfahrung, dass alle Gewissheiten zu Grunde gehen können« umso unmittelbarer. Das Ziel, Unerhörtes wieder ins Gedächtnis zu holen, ist in ihrer eindringlichen Darstellung immer spürbar; das Vergangene vergeht nicht, auch wenn heute gelegentlich wieder anderes in den Zeitungen zu lesen ist. ||

Leben mit dem Feind. Amsterdam unter deutscher Besatzung 1940–1945

Barbara Beuys

Hanser 2012 | 384 Seiten | 24,90 Euro

Anzeige

Vokal Total –
Deutschlands
größtes
A-Cappella-Festival
12. Okt - 9. Dez

www.spectaculum-mundi.de





Karl Blossfeldt Die Sprache der Pflanzen

Karl Blossfeldt (1865–1932) gehört zu den großen Meistern der Fotografie. Wie er hatte zuvor niemand die Pflanzen abgelichtet: vor neutralem Hintergrund, ohne jeden Zierrat in die Mitte des Blattes gestellt. Jede Pflanze wurde so zu einer eigenen Persönlichkeit. Was Blossfeldt zeigen wollte, war die Vielfalt an Gestalt, die das Pflanzenreich zu bieten hatte. Sein Zielpublikum war aber keineswegs die Weltöffentlichkeit, sondern seine Schüler an der Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums, die er allerdings nicht in die Fotografie einwies, sondern ganz allgemein in die bildende Kunst. Blossfeldt selbst war Kunstgießer und Bildhauer, für den die Formenwelt in der Kunst durch die Natur und deren Gesetzmäßigkeiten geprägt ist. Deshalb gehörte das Sammeln und Präparieren von Pflanzen zum Unterricht. Blossfeldt genügte das nicht. Er griff deshalb auf die fotografische Aufnahme zurück, in der er die Pflanzen in unterschiedlichen Vergrößerungen ablichten konnte. Bald fand er auch Anerkennung bei der Fotografenzunft, die das Besondere und Neue seiner Bilder erkannte. 1926 bekam er eine erste Ausstellung in der renommierten Kunst-Galerie Nierendorf in Berlin.

Trotz dieser Erfolge haben sich relativ wenige Originalabzüge von Blossfeldt erhalten. Ein Teil davon befand sich zusammen mit Glasnegativen, Kontaktbögen und Archivalien in der Sammlung von Ann und Jürgen Wilde, die das alles in das Blossfeldt-Archiv überführten, das seit 2010 zu der in München ansässigen Stiftung Ann und Jürgen Wilde gehört. Die Staatsgemäldesammlungen konnten jetzt mit Hilfe der Kulturstiftung der Länder und der Ernst von Siemens Kunststiftung aus dem Blossfeldt-Archiv 75 Originalabzüge für die eigene Fotosammlung erwerben. Darunter sind eine ganze Reihe von Originalabzügen, die bislang noch nicht veröffentlicht waren. ||

HANNE WESKOTT

Die erworbenen Originalfotos sind in der Pinakothek der Moderne bis 21. Oktober ausgestellt. Dazu erschien in der Reihe Patrimonia die Monografie »Karl Blossfeldt. Fotografien« (20 Euro). Der Verlag Schirmer/Mosel hat gleichzeitig »Karl Blossfeldt. Die Arbeitscollagen« in einem handlichen Format neu aufgelegt (29,80 Euro). Darin kann man gut die Arbeitsweise des Fotografen verfolgen.

Oben, v.l.n.r.: **Trollius europaeus, Dotterblume** | 29,7 x 23,8 cm | Inv. Nr. 16099
Liriodendron tulipifera, Tulpenbaum | vor 1928 | 29,7 x 23,7 cm | Inv. Nr. 16106
Carduus, Ringdistel | 29,4 x 23,7 cm | Inv. Nr. 16108
 Mitte: **Papaver orientale, Orientalischer Mohn** | 29,7 x 24,0 cm | Inv. Nr. 16141
 Unten: **Aquilegia chrysantha, Goldakelei** | 29,8 x 23,8 cm | Inv. Nr. 16139

Alle Fotos: Bayerische Staatsgemäldesammlungen | Pinakothek der Moderne, München | Sammlung Ann und Jürgen Wilde

Fantasieräume für große Geschichten und neue Ideen

Seit 14 Jahren ist das Metropoltheater unangefochten die beste freie Bühne Münchens - oder sogar Deutschlands. Und Gründer Jochen Schölch heimst Preise als innovativer Regisseur ein.

GABRIELLA LORENZ

Es ist eine fast unglaubliche Erfolgsgeschichte: Da gründet ein junger Regisseur 1998 ein freies Theater mit einem festen Haus - zu einer Zeit, als in München die Privattheaterszene schon ziemlich ums Überleben kämpfte. Und das ausgerechnet im abgelegenen Freimann am nördlichen Stadtrand. In kürzester Zeit pilgern die Münchner Theatergänger dorthin, denn mit »The Black Rider« legte Jochen Schölch einen furiosen Start vor. 14 Jahre später wird das Metropoltheater in München schon fast als viertes Stadttheater betrachtet, wird von den Fachzeitschriften »Theater Heute« und »Deutsche Bühne« immer wieder als beste Off-Bühne Deutschlands nominiert, heimst Festival-Einladungen, Auszeichnungen und Preise ein wie nur wenige große Bühnen. Und ist bei alledem kein kommerzielles, sondern ein gemeinnütziges Unternehmen. Der Grund für den anhaltenden Erfolg liegt in der Kunst. Schölchs Ästhetik der reduzierten Mittel, der offenen Fantasieräume, war damals neu und verzaubert bis heute. Sein ausgeprägtes Qualitätsbewusstsein sorgt für gleichbleibend hohes Niveau, auch wenn er nicht selbst Regie führt. In all den Jahren gab es keinen einzigen Ausrutscher. Und der 46-jährige Intendant hat ein zusammengewachsenes Organisationsteam sowie viele gute Schauspieler, die ihm seit langem die Treue halten.

In einer Laiengruppe entdeckte Jochen Schölch schon als Schüler seine Liebe zur Regie. Und warf sich ohne Umweg über eine Hochschule in die Theaterpraxis. Eine Assistentenstelle am Theater Ingolstadt gab er nach einem halben Jahr auf, weil Gunnar Petersen ihm die Chance gab, an seinem Münchner Studiotheater »Warten auf Godot« zu inszenieren. Er bekam tolle Kritiken und einen AZ-Stern. Dann kam Stephan Märki, damals Leiter des Münchner Teamtheater, und bot ihm vier Inszenierungen pro Spielzeit an. Dafür schlug Schölch ein Regieangebot des Residenztheaters aus. Nicht nur sein witziger »Hamlet« feierte am Teamtheater Triumphe. Als Märki Intendant in Potsdam wurde, ging Schölch für drei Jahre mit. »Ich habe alles gemacht, um das Handwerk zu lernen. Aber ich wollte immer ein freies Haus haben, mit anderen Strukturen und schnellen Entscheidungen«, sagt er.

In Münchner Norden entdeckte er ein altes, leerstehendes Kino aus den 50er Jahren. Er setzte alles auf eine Karte: Am 15. Oktober 1998 eröffnete er sein Haus mit dem Musical »The Black Rider« von Wilson, Waits und Burroughs. Und eroberte Kritiker und Publikum. »Ohne dieses Stück hätte das Haus nicht überlebt«, sagt er. »Wir hatten das Glück, die Rechte dafür zu bekommen.« (Am Residenztheater inszenierte Andreas Kriegenburg das Musical erst im Januar 2000.) Die Metropol-Aufführung wurde Kult. Zum zehnjährigen Bestehen des Hauses inszenierte Schölch sie nochmal neu.

Zu den wagemutigen Mitstreitern zählten damals die Regisseure Dominik Wilgenbus und Gil Mehmert, der immer noch im Boot ist. Dessen Inszenierung »I Hired a Contract Killer« von 2001 mit der Live-Musik des Duos Unsere Lieblinge wurde legendär. Schölchs nächster großer Coup war im gleichen Jahr »Die drei Leben der Lucie Cabrol« mit

dem fulminanten Gerd Lohmeyer in der weiblichen Titelrolle.

»Anfangs kamen gerade mal zehn Leute«, erinnert sich der Regisseur. »Doch nach zwei Wochen hat es Knall gemacht - es war immer ausverkauft. Das war natürlich die beste Werbung, dass man auf lange Sicht keine Karten kriegte.« Schließlich hat das Haus weniger als 200 Plätze. Die Aufführung erhielt 2002 den Bayerischen Theaterpreis.

Schölchs Konzept: Er suchte Stoffe, die in München noch nicht zu sehen waren, adaptierte Filme, bearbeitete Romane - fast alle Stücke waren für München neu. Ihn interessiert vor allem, dass es ein guter Stoff ist. Entweder »eine große archaische Geschichte zur Standortbestimmung« oder ein Formexperiment. Sein Kriterium: »Ich möchte im Theater emotional berührt werden. Ich will Geschichten erzählen, Fantasieräume öffnen.«

Die Erfolg gibt ihm Recht: »Das Ballhaus«, ein wortloser Tanz durch ein Jahrhundert deutscher Geschichte mit großem Ensemble, lief wegen der Nachfrage sogar im Prinzregententheater. »Manderley« und »Dogville« nach den Filmen von Lars von Trier, wo er mit Masken spielen ließ, wurden nach Shanghai zum International Arts Festival eingeladen. Da er die Gefahr sieht, sich mit funktionierenden Mitteln zu wiederholen, wechselt er immer wieder das Genre und hat auch stets eine Komödie im Repertoire.

Fast alle freien Theater jammern über Geldmangel. Das Metropol ist auch unterfinanziert, aber Schölch jammert nicht, sondern hat Ideen. »Die Dachkonstruktion ist eine gemeinnützige GmbH, dadurch kommen viele Spenden rein«, erklärt er. »Es ist nicht mein Unternehmen, ich kann und darf vom Gewinn nicht mein Leben finanzieren.« Für jede Inszenierung gründet er eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts, in der alle Mitwirkenden Teilhaber sind. Städtische Produktionszuschüsse reicht das Metropol an die GbR weiter und stellt ihr den Theaterraum zur Verfügung. So ist garantiert, dass die Gelder komplett in die Kunst fließen. »Das Geld für die freie Szene muss zum Produzieren verwendet werden, nicht zum Erhalt von Strukturen«, fordert Schölch. Seine Verwaltungsmitarbeiter muss er über Spenden bezahlen. Er garantiert den Schauspielern eine Mindestsumme, und der Förderverein übernimmt eventuelle Defizite. »Denn wenn ein Theater nur auf Selbstausbeutung basiert, soll man es zumachen.«

»Mir war immer wichtig, dass ich nicht vom Theater abhängig bin«, sagt er. Den Lebensunterhalt für seine Familie verdient er als Professor an der Bayerischen Theaterakademie, wo er den Studiengang Schauspiel leitet. Das hat Vorteile für ihn wie für seine Studenten: Sie spielen in seinem Theater und sammeln so Erfahrung, und er hat junge, hochbegabte Schauspieler. Professor und Intendant, das sind zwei Fulltime-Jobs, und gelegentlich inszeniert er auch an anderen Häusern - ein enormes Arbeitspensum. Letzte Saison inszenierte er in Regensburg »Eisenstein«, eine düstere bayerische Familiensaga, die bei den Bayerischen Theatertagen 2012 als beste Ensembleleistung ausgezeichnet wurde. Dieses nach einem Intendantenwechsel in Regensburg nun arbeitslose Ensemble holt er ab 11. Oktober mit »Eisenstein« nach München. Einige

der neuen Gesichter wird man auch in Schölchs nächster großer Inszenierung »Portia Coughlan« sehen, die am 30. November Premiere hat.

Jetzt hat er Ausbaupläne: Ein Vorbau soll eine kleine Zweitbühne beherbergen und das viel zu enge Foyer deutlich erweitern. Wenn der große Raum durch Endproben besetzt ist, könnte er die kleine Bühne bespielen, ohne schließen zu müssen. Das gäbe mehr Zeit und Ruhe zum Arbeiten und verringere den wirtschaftlichen Druck. Der Bau-Antrag ist abgegeben, einen Großteil der Kosten hat er durch Spenden aus dem Förderkreis mit prominenten Unterstützern schon beisammen.

Im Stadttheatersystem sah Schölch keinen Platz für seine Vorstellungen. Denn auch, wenn er sich kein festes Ensemble leisten kann, treibt ihn »die Sehnsucht, dass eine soziale Gemeinschaft das Projekt miteinander trägt.« ||



Ina Meling, Hubert Schedlbauer | Foto: Juliane Zitzlspurger

EISENSTEIN

Metropoltheater | Floriansmühlstraße 5
ab 11. Okt.

Karten: 089 32195533 | info@metropoltheater.com

Waan ohne Sinn?

Oder doch nur Wahnsinn? Keineswegs: Sondern ein furioser Parcours durch Physik, Philosophie und das Leben. Schauspieler Paul Kaiser gastiert mit seinem ersten Kabarett-Solo im Metropol.

BARBARA REITTER-WELTER

Da sitzt er nun, der arme Tor, und ist so klug als wie zuvor: Dr. Wahn, ein moderner Sinnsucher, der nicht nur den Faust im Nacken, sondern die gesamte Philosophie des Abendlands und die Physik der Neuzeit im Pumuckl-wirren Strubbelkopf trägt. »Ich heiße Waan - ohne Sinn«, erklärt der zerstreute Professor an seinem Chaos-Schreibtisch den Besuchern seiner kabarettistischen One-Man-Show. Dabei stammt sein Demonstrationsmaterial komplett aus dem Kinderzimmer. Das hindert nicht, mithilfe von Bällen und Barbiepuppen, Spitzer und Spielzeugauto bewusst simpel zu erklären, was die Welt im Innersten zusammen hält. Dass dabei Einsteins Relativitätstheorie und Heisenbergs Unschärferelation, dass von Aristoteles und Pla-

ton, von Max Planck bis Stephen Hawking alle großen Geister zitiert werden, bis man sich als Zuschauer ziemlich doof vorkommt, gehört zum Prinzip. Immerhin bricht Paul Kaiser alias Dr. Wahn die Beispiele auf menschliches Verständnis-Maß herunter, indem er anhand eines Kuchenkrümel die Schwerkraft oder mit Hilfe von Spaghetti die schwarzen Löcher klar macht. Und als er Demokrits »Alles fließt« erklären will, platzt bei seiner Frau die Fruchtblase - und wir sind im prallen Leben angelangt. Die Realität bricht immer wieder am Telefon ein, welches den Monolog dramaturgisch anschieben muss. So witzig in der ersten halben Stunde das skurrile Wissensabenteuer für die Zuschauer ist, so groß der Spaß am Erleben der Slapstick-Gags

dieses wüst grimassierenden Kasperls unter motorischem Zapfelphilipp-Überdruck ist - es läuft sich tot, da der Text sich als Endlosschleife ohne Steigerung erweist und und das Ende total konstruiert wirkt. ||

»DR. WAHN PRÄSENTIERT: EINE UR-KNALLIGE RAUM-ZEIT-GEDANKEN-SCHLEIFE«

Metropoltheater | Floriansmühlstraße 5
25., 26. Okt. | 11. Nov., 6., 13., 31. Dez.

Karten: 089 32195533 | info@metropoltheater.com

Münchens komischstes Paar

Als »Senkrecht und Pusch« streiten sich Arnd Schimkat und Bastian Pusch seit bald 10 Jahren auf der Bühne. Mit ihrem Slapstick-Psychodrama und viel Musik.

THOMAS STEIERER

Wie Hund und Katz sind sie. Kindskopf-Egomane versus Beethoven-Fetischist. In ihrem aktuellen Programm »Erfolg für alle!« drängt sich Arthur Senkrecht notorisch in den Vordergrund. Tollpatschig sabotiert der chaotische 2-Meter-Lulatsch die Klaviereinlagen des kompakteren wie penibleren Pianisten Pusch, der rasch die Contenance verliert. Und das vor allen Leuten, dem Publikum. Zum Glück. Etwas Besseres könnte Liebhabern intelligenter Situationskomik nicht passieren. Als derart kongenial asoziale Eskalation.

Auf der Bühne wohlgemerkt. Im Gespräch entpuppen sie sich als empathisch und harmonisch im Umgang miteinander, die Münchner Arnd Schimkat und Bastian Pusch, die hinter »Senkrecht und Pusch« stecken, beide Anfang 40. »Wir sind wie ein altes Ehepaar«, erklärt Schimkat, »wir kennen unsere Marotten, wissen, was wir aneinander haben.« Nach bald 10 Jahren mit etwa 60 Auftritten pro Jahr, von Hamburg bis Südtirol.

Im Frühjahr 2003 hatte Schimkat, der Ende der Neunziger solo als Arthur Senkrecht TV-Dauergast bei »Zimmer frei« war, für ein Duo einen »Pianisten mit schauspielerischen Ambitionen« gesucht. Und gefunden: »Senkrecht und Pusch« wirken in Tradition legendärer Odd Couples wie Stan Laurel und Oliver Hardy oder Walter Matthau und Jack Lemmon. Als derzeit wohl komischstes Bühnenpaar Münchens seit Karl Valentin und Liesl Karlstadt.

In »Erfolg für alle!«, ihrer dritten Produktion nach »Alles nach Plan« (2003) und »Öha!« (2007), kommen »Senkrecht und Pusch« vom Paarpsychologen. »Die Annahme, durch Therapie sein Leben in den Griff zu bekommen, ist weitverbreitet«, so Schimkat: »Wir zeigen, dass das gründlich danebengehen kann.« Jenseits von erhobenem Zeigefinger, er freue sich, »wenn ich hinterher von jemandem höre, er habe lange nicht mehr so gelacht«. Was leicht passieren kann. »Wenn zwei sich sogar einer Therapie unterzogen haben, um zusammenzubleiben, ergibt sich eine Fallhöhe, aus der ein hohes Maß an Komik entsteht«, wie Schimkat feststellt.

Völlig zu Recht: Höchst amüsant kommen die liebenswerten Streithähne beim besten Willen auf keinen gemeinsamen Nenner. Im Rahmen ihrer, wie sich schnell zeigt, brutalstmöglich fehlgeschlagenen Paartherapie verwandeln »Senkrecht und Pusch« Vertrauensübungen in großartige Slapstickmomente. »Senkrecht, wir eskalieren schon wieder!«, konstatiert Pusch. Senkrecht schlägt eine vom Therapeuten empfohlene Golfballübung vor: »Nehmen Sie den Ball!« Pusch: »Nein, der ist für Sie.« Senkrecht: »Ich bin doch nicht wahnsinnig und lass mir von Ihnen einen Golfball aus der Fresse schlagen.« Woraufhin Pusch den Golfball verschluckt. Solche Sachen. Die Abendzeitung sieht

in den beiden »das zur Zeit wahrscheinlich beste Komiker-Duo zwischen Nordsee und Alpen«. Laut Süddeutscher Zeitung sind »Senkrecht und Pusch« »nicht nur wunderbare Komiker, sondern auch kuriose Musiker«. Pusch ist musikalisch federführend bei charmant-fetzigen Liedern »irgendwo zwischen Jazz und Chanson«. Mit Refrains wie »Besser wird es nie, wir scheißen auf die Therapie« oder zu erotischen, für den Anrufer kostspieligen Telefonwarteschleifenstimmen. Programmmusik, die mit der Handlungsebene korrespondiert, so Pusch: »Bei unserem Melodica-Duo beispielsweise geht es nicht in erster Linie um die Musik. Sondern darum, dass sich Senkrecht im Kabel verheddert.« Bisweilen, erzählt der virtuose Pianist Pusch, »werden wir auf das Platte reduziert«, wobei übersehen werde, »was auf der Bühne leicht aussehen mag, erfordert sehr viel Arbeit und Präzision.« Da sie sich zwischen den Genres bewegen, würden laut Schimkat nur Mischbegriffe passen: »Slapstick-Psychodrama, das trifft unser Programm ziemlich genau.« In Zeiten, in denen permanente Fernseh- und Radiopräsenz große Bedeutung für Kleinkunst-Bühnenerfolg hat, stellt Schimkat fest, »haben wir das Pech, dass unser dramaturgisch abendfüllend konstruiertes Programm in den obligatorischen 5 Minuten der TV- und Radioformate schwer zu vermitteln ist.« Nichtsdestotrotz sind »Senkrecht und Pusch« regelmäßig bei Kabarett-sendungen der dritten Fernsehprogramme zu Gast, etwa in »Ottis Schlachthof«.

Vielseitig wie ihr Programm sind beide Familienväter aufgestellt: Als Schauspieler ist Schimkat, der Theaterschulen in Paris und New York absolviert hat, im Fernsehen (unter anderem im F. X. Bogners »München 7«) und im Kino zu sehen. Etwa im Rosenmüller-Erfolgsfilm »Wer früher stirbt, ist länger tot«, in Otto Waalkes' »Otto's Eleven«, spielte der gebürtige Gräffelfinger und seit dem neunten Lebensjahr Pasinger eine Hauptrolle: »Als Kind habe ich begeistert Ottos Kassetten gehört.«

Ein Kreis geschlossen hat sich kürzlich auch für Pusch: Der Diplom-Informatiker Pusch, der Musik – »zunächst nebenbei, bis ich davon leben konnte« – machte, hat im Frühjahr mit seinem Vorbild, der Jazzlegende Herbie Hancock, zusammengearbeitet, im Rahmen der Geburtstagsfeier des Star-Pianisten Lang Lang. Wenn er sich nicht mit Senkrecht auf der Bühne zankt, spielt Pusch in Bands, komponiert und arrangiert, leitet den Gospelchor in St. Lukas und die Bigband der Hochschule München.

Ab Januar geht Pusch mit Sternekoch Alexander Herrmann auf Kochshow-Tour, Schimkat hat Regie geführt. Um die Jahrtausendwende war Pusch, der – aus dem Chiemgau stammend – zum Studium nach München gekommen ist, musikalischer Leiter der Sketchreihe »Bullyparade«: »Dies ist für alle weiteren Fernsehauftritte mit »Senkrecht und Pusch« sehr hilfreich gewesen.« Umgekehrt komme ihm das Kommunizieren mit dem Publikum, dieser mit Schimkat gewonnene Erfahrungsschatz, »extrem zugute, bei vielem, was ich mache«.

Für Schimkat hat sich zudem Drehbuchschreiben zum zentralen Steckenpferd entwickelt. Aktuell arbeitet er mit dem Münchner Autor, Schauspieler und Kabarettisten Moses Wolff an einem Kinoprojekt, im Auftrag der Filmfirma des Schauspielers Matthias Schweighöfer (»Soloalbum«). Außerdem ist für sein Script »Little India« Mitte Juli staatliche Filmförderung bewilligt worden. »Ich habe von Anfang an darauf Wert gelegt, »Senkrecht und Pusch« in Drehbuchform anzugehen. Von dieser Erfahrung profitiere ich, wenn ich jetzt fürs Kino schreibe«, freut sich Schimkat.

Was wiederum zeigt: Das Projekt »Senkrecht und Pusch« stellt eine Win-Win-Situation dar. Für beide Protagonisten, die 2013 eine Jubiläumsgala im Mai und das nächste Programm planen. Und für das Publikum. Wegen des auf der Bühne eskalierenden Therapie-Desasters. Ihr Titel ist Programm: »Senkrecht und Pusch«, ein »Erfolg für alle!«



Senkrecht (re) und Pusch | Foto: Marc Dietenmeier

Anzeige

MARIANNE SÄGEBRECHT
ANNETTE FRIER
MIRIAM STEIN
UND
GIANCARLO GIANNINI

OMAMAMIA

EIN FILM VON TOMY WIGAND

Marianne Sägebrecht auf Kinotour!
Alle Infos auf www.omamamia.de

AB 1. NOVEMBER IM KINO!

ARDENFILM artdia film SevenPictures ONEPOST www.omamamia.de FF Bayern RBB medienboard MAJESTIC

SENKRECHT UND PUSCH

Bayerisches Fernsehen, »Vereinsheim Schwabing«

26. Okt. | 23.30 Uhr

Wirtshaus am Hart

17. Nov. | 20.30 Uhr | Karten: 089 3779603

Stadt ohne Gnade

Sebastian Nübling führt an den Kammerspielen mit »Orpheus steigt herab« in den Höllenschlund des Kleinbürger-Rassismus.



Risto Kübar, Wiebke Puls, Christian Löber | Foto: Julian Röder

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Ein auftoupiertes Duo infernal stolziert auf die Bühne des Schauspielhauses: Beulah und Dolly zerreißen sich die Mäuler über den todkranken Jabe Torrance und seine Frau Lady. Die gehässige Mitleidlosigkeit freudloser Kleinstädterinnen spielen Annette Paulmann und Angelika Krautzberger aufgekratzt aus, und hochzufrieden stellt Beulah fest, dass die Feuerwehr nicht ausrückte, als Ladys Vater und sein Weingarten vom örtlichen Mob abgefackelt wurden.

Ladys Vater war Itaker, ein Fremder. Die haben sie gar nicht gern in der namenlosen Kleinstadt in den Südstaaten. Lady rettete sich in einen Pakt mit dem Teufel, heiratete den Big Daddy des Kaffs und zahlte einen hohen Preis: Als Wiebke Puls' Lady mit ihrem Mann Jabe auftritt, spricht aus ihrer ganzen Körperhaltung Ekel und Angst.

Rassismus, Fremdenhass und Unterdrückung beschreibt Tennessee Williams in »Orpheus steigt herab«. Als Katalysator wirft er einen Fremden in diese hermetisch abgeschlossene Welt; der herumreisende Musiker Val Xavier stolpert in Ladys Laden und weckt neues Leben in der innerlich abgestorbenen Frau.

Mit treibendem Schlagzeug, Sixties-Outfits (Pascale Martin) und einem echten Dobermann erzeugt Regisseur Sebastian Nübling eine unterschwellig gewalttätige Mississippi-Burning-Stimmung; Lasse Myhrs Pee Wee darf mit dem Motorrad drohend die Bühne umrunden. Der Hoffnungsträger Val ist hier ein schmaler Junge, eine androgyne Popfigur, der Este Risto Kübar spielt ihn in drei Sprachen mäandernd wie einen aus dem Nest gefallenen Vogel, der nur am Himmel wirklich zu Hause ist. Und dieser Himmel ist ein Kettenkarussell, das Eva-Maria Bauer kopfüber in den schwarzen Bühnenraum gehängt hat, das Schutzraum und Sehnsuchtsort ist. Darin klettert Val herum, verspielt wie ein Kind und nicht wirklich als Retter geeignet.

Als traute er seinem Ansatz nicht, peppt Nübling den Abend mit komischen Einfällen auf. Annette Paulmanns Schwester Porter tanzt ein reizendes Rollatorenballett und pfeift »Que sera«. Cigdem Tekes religiös halluzinierende Malerin Vee mutiert zur Sexbesessenen. Und dass Sylvania Krappatsch als ausgestoßene höhere Tochter Carol hauptsächlich exaltiert rumkreischt und gymnastisch herumstakst, diskreditiert ihre Verlorenheit schon fast.

Wiebke Puls aber tastet sich souverän über die Redseligkeit des Stücks hinweg, stellt die Verletzungen ihrer Lady in winzigen sprechenden Gesten aus. Nur ihr Triumph am Schluss wirkt unecht, geradezu ratlos, aber da knallt auch schon der Schuss, der sie tötet, und die Bluthunde hetzen Val zu Tode. ||

ORPHEUS STEIGT HERAB

Münchener Kammerspiele

14., 30. Okt. | 19.30 Uhr

Karten: 089 233 966 00 | www.muenchner-kammerspiele.de

Auserwählte auf der Müllkippe

Simon Solberg, das radikal junge Enfant terrible der Theaterszene, macht im Volkstheater einen Bibeltext zum Mash-up-Musical über Moses.

BARBARA REITTER-WELTER

Es ist schon ziemlich gewagt, was der junge Regisseur Simon Solberg sich zum Saisonstart ausgedacht hat: die Figur des alttestamentarischen Propheten Moses als Held eines Musicals auf die Bühne zu bringen. Und dann noch in einer trashigen Fassung, die Bibeltexte mit modernem Slang, mit Werbeslogans, Kalauern und Philosophen-Zitaten mixt, bis ein Mash-up entstanden ist, eine verrückte Mischung aus theatralen Stilmitteln und musikalischen Genres. Gekonnt zappt er zwischen E und U, frech jongliert er zwischen Trivialmythen aus Film und Fernsehen. Am stärksten: Gott als Moderator einer Quiz-Show über die Zehn Gebote. Das Experiment ist gelungen, auch wenn die Produktion alle über 40 alt aussehen lässt. Dennoch: heftiger Applaus für eine rasant durchgepowerte Aufführung mit fast inflationären Überraschungs-Effekten – wer will da schon wegen des schultheater-mäßigen Überdrucks, der akrobatischen Turnübungen mit Slapstick-Gags und der plakativen Komödiantik einzelner Darsteller mäkeln? In der Titelrolle der Rapper Johannes Schäfer – musikalisch staunenswert, schauspielerisch blass. Doch seine heftig hervorgestoßenen Wortkaskaden heizen die revolutionäre Stimmung so richtig an, singt er doch mit der Stimme des Idealisten gegen Kapitalismus und Kinderarbeit, mutiert im Besitz der Macht jedoch zum autoritären Führer und Kriegstreiber. In den gecoverten Songs zwischen Lady Gaga und Rammstein muss er die moralische Betroffenheitskeule schwingen, denn dem auserwählten Volk, das er aus ägyptischer Knechtschaft führen soll, geht's nur ums Fressen, nicht um die Moral. Kein Wunder, sind es doch Outcasts der Wohlstandsgesellschaft, vielleicht auch aktivistische Autonome, die auf einer (überaus dekorativen) Müllkippe leben. Dennoch hält sich die Handlung streng an die Vorgabe des AT und lässt mit simplen Bühnentricks alle Stationen zwischen Dornbusch, Manna-Gaben und Teilung des Roten Meers assoziieren. Ja, stellt selbst die Bibel auf den Prüfstand. ||



Johannes Schäfer | Foto: Arno Declair

MOSES | EIN MASH-UP MUSICAL

Münchener Volkstheater | Brienner Str. 50

29., 30. Okt. | 19.30 Uhr

Karten: 089 5234655

Ein Casus statt Sozialdrama

Mit Kristof von Boven besitzt Barbara Wysockas erste Münchner Inszenierung »Woyzeck / Wozzeck« im Werkraum einen ruhenden Pol.



Kristof Van Boven | Foto: Julian Röder

SABINE LEUCHT

Kristof Van Bovens Woyzeck ist ein kleiner Mann mit großer Würde. Das vermaledeite Leben, das an ihm zerrt, hält er mit Armbewegungen auf Abstand, die aussehen wie maßgeschneidert. Überhaupt nähert sich dieser wundersam-wunderliche belgische Schauspieler seiner Figur fast spöttisch, wenn auch mit echtem Interesse.

In der ersten Münchner Inszenierung der polnischen Regisseurin Barbara Wysocka ist Woyzeck, der Getriebene und Getretene, so etwas wie der ruhende Pol. Den braucht sie auch, denn die Verschneidung von Büchners Dramenfragment mit Alban Bergs Oper »Wozzeck« ist auch bei leicht reduziertem Personal und nur drei Live-Musikern zuweilen ein unübersichtlich Ding.

Im Werkraum der Kammerspiele ähneln die Aktionen stellenweise einer (wohl bewusst) durchdrehenden Spieluhr, die beim Zuschauer intime Textkenntnisse voraussetzt. Das kann man beim »Woyzeck« wohl auch, und man kann ihn, wie Wysocka das tut, fast zur Gänze in einem knietiefen Wasserbecken spielen lassen. Als Bild macht es Sinn, ohne zwingend zu sein: Es holt den »schönen« Mord am Teich, den Woyzeck am Ende an seiner untreuen Marie verüben wird, bereits in die Gegenwart. Ähnliches tun die Naturvideos an der Bühnen-Rückwand. Und somit ist klar: Es geht nicht um Suspense, sondern um einen Casus. Doch nicht immer ist auszumachen, wann das Drama der Oper und wann diese dem Drama auf die Schultern steigt – und was genau es ist, was dadurch besser gesehen werden soll. Nehmen wir an, es ist Woyzeck selbst, dann kann der Abend als gelungen gelten.

Ansonsten: Ein Bass (Tobias Hagge) singt die Rolle des übelsten Woyzeck-Drangsalierers. Der Tambourmajor, dieser ganze Kerl, ist Stefan Hunstein und kriegt sich vor Lachen kaum ein. Während Marie Jungs Marie ihr demonstratives Strahlen selbst dann nicht los wird, wenn sie dem Vater ihres Buben verbal das Herz herausreißt.

Einiges mag manieriert wirken an dieser Inszenierungen, der Woyzeck nicht. Niemals. Das lässt Van Boven nicht zu, der jeden Anflug eines Manierismus mit einem verschmitzten Lächeln konterkariert. Er zementiert nicht den Opferstatus seiner Figur, sondern lässt sie aktiver wirken, bewusster, fürsorglich fast. Die anderen scheinen mindestens ebenso sehr von diesem form- und verletzbaren Fantasten abhängig wie er von ihnen. So verblasst das Sozialdrama eindrucksvoll vor dem des empfindsamen Menschen. ||

WOYZECK | WOYZECK

Werkraum der Münchener Kammerspiele

Hildegardstraße 1 | 13., 15. Oktober | 20 Uhr

Ausverkauft! Restkarten an der Abendkasse

Die Fallstricke einer Altehe

Glücksfall im Boulevard-Theater – witzig, trocken und pointiert wird »In jeder Beziehung« zum Seitensprung animiert. Jochen Busse brilliert in der Komödie im Bayerischen Hof.

BARBARA REITTER-WELTER

Der praktische »Laubsauger« als Tischgespräch, ein »elektrischer Fußwärmer« als Geburtstagsgeschenk. So geht es in Altehen zu. Doch als »Schnupsel« ihr »Bärchen« zum Hochzeitstag mit einem praktischen »Nasenhaarschneider« überrascht, läuten sämtliche Alarmglocken bei den Freunden. Wo bleibt die Erotik, fragen sich Katja, die Single-Frau mit olympischem Männerkonsum und Macho Dieter. Und schneller als gedacht überzeugen sie das Paar zum »Seitensprung zur selben Zeit und angekündigt«.

Das klassische Komödienthema führt in der rasanten Boulevard-Klamotte »In jeder Beziehung« zu köstlichen Turbulenzen, deren Motor spritzige Dialoge, gewürzt mit frivoler Verbal-Erotik, sind. Dass das harmlose Entertainment in Horst Johannings Regie zu einem entspannten Lacherfolg wird, verdankt es vor allem Jochen Busse in der Rolle des erkalteten Gatten und sparsamen Bankbeamten, der naiv feststellt »Wir sind verheiratet. Wozu brauchen wir eine Beziehung?« Es dann aber doch probiert ...

Das Autoren-Duo Lars Albaum & Dietmar Jacobs hat dem Ex-Mitglied im Ensemble der Lach- und Schießgesell-

schaft, dem Schauspieler und begnadeten Komiker Jochen Busse, die Hauptrolle auf den mit 71 Jahren noch erstaunlich fitten Leib geschrieben. Ehe-erprobt ist er schließlich nach viermaligem Ja auf dem Standesamt. Er peppt die amüsante Ehe-Klamotte nicht nur mit Charme, trockenem Witz und hemmungsloser Überzeichnung auf, er gibt als Spielmacher das rasante Tempo vor. Immer wieder springt Busse aus seiner Rolle und räsoniert im Kontakt mit dem Publikum über Sinn und Unsinn der Ehe, vor allem aber über das Problem Liebe und Triebe bei Politikern. Das sind kabarettistische Glanzstücke des Abends. Der Rest ist appetitliche Staffage: Claudia Rieschel als souveräne Gattin, die erst beim Liebesversuch mit dem finnischen Tennislehrer (Fabian Goedecke) nervös wird, Veronika von Quast und Marko Pustisek als multipel

polygame Freunde und Kerstin Radt in der Rolle der jugendlichen Verführerin wider Willen. Doch natürlich wird die Moral am Ende – überraschend! – wieder hergestellt. ||

IN JEDER BEZIEHUNG

Komödie im Bayerischen Hof

bis 3. Nov. | Mo - Sa 20 Uhr, So 18 Uhr | Karten: 089 29161633



Jochen Busse, Veronika von Quast, Claudia Rieschel | Foto: Thomas Grünholz

Anzeige

BAYERISCHE STAATSOOPER TV



Erleben Sie ausgewählte
Opernaufführungen
live und kostenlos auf
www.staatsoper.de/tv

03.11.2012 WIDMANN - Babylon
25.11.2012 PUCCINI - Turandot
30.12.2012 VERDI - Rigoletto
09.03.2013 JANÁČEK - Jenůfa
20.04.2013 WAGNER -
Der fliegende Holländer
11.05.2013 VERDI - Macbeth
Juli 2013 Festspiel-Livestream

2012

THE LINDE GROUP
International Streaming Partner

2013

Grenzgänger mit Fantasie und Hingabe

Beim integrativen Festival im TamS geben behinderte Theatermacher noch bis 19.10. Einblicke in ihre Welt. Anette Spola veranstaltet die Theatertage schon zum vierten Mal.

GABRIELLA LORENZ

Während der Paralympics in London waren die Medien voll mit Berichten über die außergewöhnlichen Leistungen behinderter Menschen. Nicht nur im Sport, auch in der Kunst gibt es solche Leistungen. Anette Spola, die Leiterin des Schwabinger TamS-Theaters, veranstaltet heuer schon zum vierten Mal das Grenzgänger-Festival für integrative Theatergruppen. Noch bis 19. Oktober zeigen hier behinderte Performer ihre Gedanken- und Ausdruckswelten.

»Es gibt erstaunlich viele Gruppen, manche arbeiten schon seit über 20 Jahren, wie das Berliner Theater Thikwa«, sagt Anette Spola. Sie selbst leitet mit Rudolf Vogel in München seit 1998 auch die Gruppe Theater Apropos, mit der sie »Unterwegs nach Utopia« inszeniert hat (15. 10.) Die Proben dokumentiert ein Film, der am 18. läuft, zusammen mit dem Dokumentarfilm »Bilder von anderswo« über den blinden Fotografen Evgen Bavcar.

Die Arbeit mit dem Theater Apropos brachte Anette Spola auf die Idee zu den Grenzgänger-Theatertagen. Bei der Stadt stieß sie auf offene Ohren. Und die Besucherzahlen sind kontinuierlich gestiegen. »Anfangs war das eine Nische, aber inzwischen wird es schon anders wahrgenommen – es gibt ein erstaunliches Interesse«, sagt sie. Sie ist immer wieder fasziniert von der Fantasie, dem Temperament und der Hingabe der Spieler, für die das Spielen oft eine große Anstrengung bedeutet: »Aber diese Menschen stehen pur da und lassen uns in ihre Welt rein, das ist oft sehr poetisch und bezaubernd. Die müssen ihre Eigenart nicht verstecken. Es ist einfach etwas anderes als unser Theater, da kommt eine Fremdheit dazu, ein Geheimnis. Ich bin immer begeistert, was für Überraschungen da kommen.«

Selbstbestimmung, Chancengleichheit und Integration, das praktizieren die Theatergruppen aus behinderten und nichtbehinderten Künstlern. »Im Theater funktioniert vieles, was man sonst mühsam zusammenschustern muss«, sagt Spola. Das Thikwa Theater ist wie jedes Jahr dabei, heuer mit »Protokoll Pankow« (16. und 17.). Erstmals ist ein Tanzstück im Programm: Weil »On Beauty« eine größere Bühne braucht, wird es im Schwere Reiter aufgeführt (12. und 13.), während im TamS am 13. das Theater Brüt aus Passau auf Heimatsuche geht. In der TamS-Garage stellt Klaus Zelman seine extra kreierte Rauminstallation »My Univers« aus, das Abschluss-Konzert geben am 19. die Blues Brothers aus Pocking.

Musikalisch wird auch die nächste Eigenproduktion des TamS am 8. November: Die Kammeroper »Birnbäum so blau«. Anton Prestele hat den Text und die Musik geschrieben, für vier Schauspieler und einen Geiger, er führt auch Regie und spielt selbst als DJ mit. ||

GRENZGÄNGER-THEATERTAGE

TamS-Theater | Haimhauser Straße 13 a

bis 19. Oktober, 19.30 Uhr | Info: www.grenzgaenger-theater.de

Karten (auch für »On Beauty« im Schwere Reiter, Dachauer Str. 114): 089 345890 | tams@theater.de

CHRISTINA HABERLIK

Ann Poppel hat es nicht so mit Jahreszahlen. »Schauen Sie nach«, sagt sie. »Ich weiß nicht mehr, wann das war. Ich habe meine Arbeit gemacht und wenn sie fertig war, kam die nächste.« Eine Zahl wüsste sie wahrscheinlich, doch ich frage nicht, wann sie geboren ist. »Es ist berufsschädigend«, meint sie. Wohl wahr. Und solange das so ist, reden Frauen nicht über ihr Alter!

Ann Poppel lebt in einer kleinen Wohnung in München-Haidhausen, in der schon ihre Eltern lebten, als sie nach München kamen. Ursprünglich von weit her, aus Fürstenwalde an der Spree, wo die Tochter Ann geboren wurde. Unser Gespräch ist kein Rückblick auf ein arbeitsreiches Leben, es ist ein Innehalten, ein Nachdenken, wie alles kam. Ein Staunen auch, wie Meister Zufall eine Weiche gestellt hat und ihr Leben als Kostümbildnerin sozusagen besiegelt war. »Ich habe ja eigentlich Malerei studiert«, sagt sie. Wir betrachten ein paar ihrer Bilder an der Wand. »Das sollte ein Porträt einer Freundin werden, aber sie konnte nicht stillhalten, dann ist eben dieses Tulpenbild daraus geworden. Irgendwie ist ihr das sogar sehr ähnlich.«

Der Weg an die Akademie widerfuhr ihr – gewissermaßen durch einen Beinbruch. Sie war das Opfer eines betrunkenen Autofahrers, hatte einen Oberschenkelbruch und musste sieben Wochen regungslos auf dem Rücken liegen. Die Bett Nachbarin im Kranken-

zimmer macht. Das hatte mehr mit Malerei zu tun als mit einer präzisen maskenbildnerischen Arbeit.« Es scheint eine besondere künstlerische Affinität gegeben zu haben zwischen ihr und Achternbusch, ein wortloses Sich-Verstehen. »Ja, absolut. Er hat manchmal was gesagt, was er sich vorstellte. Meistens hat er mich einfach machen lassen, aber die Ergebnisse mussten natürlich seinem Witz, seiner Poesie entsprechen.«

Ann Poppel gehört nicht der Internetgeneration an. »Ich kam nicht dazu«, sagt sie entschuldigend, »ich habe immer nur gearbeitet.« Und sie hatte es auch nicht nötig. Die Qualität ihrer Arbeit sprach offenbar für sich, sie blieb ihren Regisseuren treu oder wurde per Empfehlung weitergereicht. Nachdem sie mit Achternbusch die ersten Theatererfahrungen an den Kammerspielen gemacht hatte, sah man auch hier ihre Qualitäten und sie wurde immer wieder eingesetzt. Irgendjemand fand, sie könnte gut zu Franz Xaver Kroetz passen. So geriet sie an den nächsten Regisseur, schon wieder so ein Berserker, so ein egomanischer Maniak.

nend doch eine klare, heftige oder mutige Arbeit geleistet habe. Ich glaube, dass das entstanden ist, weil ich nicht durch die Mühen des Theaters gegangen bin. Weil ich nicht in der Geschmacksdiktatur aufgewachsen bin, sondern wirklich aus mir heraus die Kostüme gestaltet habe. Damit fühlte ich mich am Anfang auch ganz unbeschwert. Das verliert sich aber, während man mehr und mehr macht.«

Haben Sie ein Beispiel dafür, wo Ihre Sprache an den Kostümen am deutlichsten wird? »Ich bringe ganz bewusst Dissonanzen in meine Arbeit hinein. Das halte ich für notwendig, damit eine Spannung entsteht. Es hat natürlich schon mit den Regisseuren zu tun. Die Phantasien haben sich gegenseitig belebt. Das was ich bei Achternbusch gemacht habe oder bei Kroetz, hätte ich bei jemand anderem vielleicht nicht machen können. Oder besser gesagt: Ich folge der Aufforderung, die in der Aufgabe steckt.« So führt der künstlerische Prozess erst durch das Zusammenwirken aller Beteiligten zum Ergebnis. Ann Poppel nennt es eine »Entwicklungsarbeit«. Sie bereitet sich vor, zeichnet Figurinen für die Schneiderei, manchmal sucht sie auch auf Flohmärkten, in Second-Hand-Läden, lässt sich von Fotos und Malerei inspirieren, stimmt sich mit dem Regisseur ab. Mal ist es in der Sekunde klar, welches Kostüm der Schauspieler für diese Rolle braucht, mal ist es ein Herantasten. Ist eine Art Selbstverwirklichung bei der Kostümbildnerin möglich – oder ist es ein »Die-nen«, eine Zuarbeit? »Beides: einerseits habe ich erlebt, dass ich mich verwirklichen konnte – andererseits musste ich natürlich auch sehen, ich kann nicht

Überrasche mich!

Die Kostümbildnerin Ann Poppel



Ann Poppel (links), Rolf Boysen als »Das Huhn« in Achternbuschs »Der Stiefel und sein Socken« sowie weitere Beispiele für ihre Kostüme | Fotos: privat

zimmer war Studentin an der Akademie. »Da hab ich meinen Traum eigentlich erst realisiert. Ich habe dann die Aufnahmeprüfung gemacht und wurde angenommen ...« Das Geld war knapp, die Eltern konnten sie nicht unterstützen und so war sie darauf angewiesen, sich das Studium durch Jobs zu verdienen. Sie lernte eine Kostümbildnerin kennen, die fragte, ob sie Lust hätte, bei ihr zu assistieren. Es war Gisela Storch, die gerade einen Film mit Werner Herzog machte. »Jeder für sich und Gott gegen alle« – das war 1974. Ein Sechser im Lotto, sozusagen. Wie war Herzog in der Arbeit? »Er ist sehr menschenfreundlich. Unkompliziert. Wir durften machen, was wir wollten. Er war überhaupt nicht distanziert. Im Gegenteil. Er weiß sehr genau, was er will, aber es ist nicht so, dass er die anderen deshalb triezt. Wir haben von uns aus viel gearbeitet, wenn es sein musste, auch noch die Nacht durch. Es war Leidenschaft, so zu arbeiten ...« Es folgte ein Film nach dem anderen und irgendwann gehörte Ann Poppel mit zum Team. Es scheint, als habe sie in der Kostümbildnerin ihre Bestimmung gefunden. »Es ist mir sehr leichtgefallen. Ich habe gemerkt, dass mir das sehr liegt.« Die Malerei trat immer mehr in den Hintergrund, notgedrungen, denn die Filmerei, wie sie salopp sagt, gab ihr die Möglichkeit, Geld zu verdienen. Sie verlagerte ihr bildnerisches Talent auf das Erfinden von Kostümen. Eines Tages tauchte Herbert Achternbusch am Set auf. Er hatte das Buch von »Herz aus Glas« geschrieben, das Herzog gerade verfilmte. Man kam ins Reden – bis Achternbusch in seiner karg-direkten Art fragte: »Magst bei mir mitmachen?«

Aus der Zusammenarbeit mit Achternbusch wurden mehr als zwanzig Jahre. Bei seinen Filmen wurde sie zur Allrounderin, sie war nicht nur für die phantasievoll improvisierten Kostüme, sondern auch für Maske, am Theater später auch ab und zu fürs Bühnenbild zuständig, und sie wirkte sogar in zweien seiner Filme mit. Im positiven Sinne war sie Mädchen für alles und lernte enorm viel. »Beim Achternbusch kam es bei der Maske nicht auf letzte Genauigkeit an, sondern auf die Idee, wie man jemanden

Seltsam, dass Ann Poppel ausgerechnet mit diesen Extremkünstlern Herzog, Achternbusch und Kroetz besonders gut zusammenarbeitete. Ann Poppel ist ein zarter, ein leiser Mensch. Im Kontrast zu den feuergeröteten Haaren, wirkt die Haut noch blasser. Ein durchscheinender, fast schüchterner Typus Mensch. »Kroetz lud mich dann auch ein. Sie hatten da noch das Haus in Pasing und Marie-Theres hat gekocht. Es war ein netter Abend und dann hat er gesagt, schau mal, und wenns nicht geht, dann machmas halt wieder selber. Also ich hab immer mit solchen Menschen zu tun.« Wie kommt das? »Wahrscheinlich weil ich die verstehen kann – obwohl ich so anders bin vom Typ her, hab ich doch einen Zugang als Künstlerin. Kroetz ist sehr sprunghaft. Der kann von einem Moment auf den andern sagen, kannst Du mir jetzt nicht mal ein neues Kostüm vorschlagen – oder stopf den doch mal aus oder gib dem doch mal ne Nase. Das ist ein wichtiger Prozess für ihn, nicht nur seine Ideen, sondern auch das Optische, der Schauspieler musste sich auch ständig verändern. Das war seine Arbeitsweise.« Von wem kam das Motto »Überrasch mich?« »Am ehesten von Kroetz. Er hat das sofort erfasst, was man da anbietet. Wir haben uns sozusagen gegenseitig angefeuert.« Leicht war es sicher mit keinem dieser Zampanos, da muss man schon ein starkes Kreuz haben. »Das hat mir nichts ausgemacht. Ich wurde nie schlecht behandelt.«

Was ist der typische Ann-Poppel-Stil? Sie selbst sagt, sie habe keinen Stil, jeder Film, jedes Theaterstück mache eine andere Handschrift notwendig. Dennoch sind es mutige, kühne Entwürfe, überraschende Zusammenstellungen von scheinbar nicht zusammenpassenden Materialien, Stoffen, Farben und Textilien. Der getigerte Webpelz über der Lederhose bei Jens Hartzter, oder die Commedia-dell-arte-Maske, die sie Jörg Hube in Kroetz' »Bauerntheater« aufsetzte und ihm zusätzlich ein kariertes Holzfällernhemd verpasste. Man hat mich immer erkannt, weil ich anschei-

nur machen, was ich will. Neulich sagte mir jemand, man erinnert sich an Deine Kostüme, das hat immer eine Unverwechselbarkeit. Das fand ich ein sehr, sehr schönes Kompliment.«

In diesem jahrzehntelangen kreativen Marathonlauf – auch mit internationalen Schauspiel- und Opernproduktionen – gab es wenig Platz für Privatleben. Immerhin hat sie einen Sohn, Felix, großgezogen! Mit dem Ende der Ära Dorn an den Kammerspielen und zuletzt am Bayerischen Staatsschauspiel und dem Austausch der kompletten Mannschaft unter der neuen Intendanz von Martin Kušej hat sich eine künstlerische Schaffenspause ergeben. Ann Poppel nennt diese Zäsur eine »kreative Pause«. Sie hat inzwischen ein Semester lang mit großem Spaß eine Gastprofessur für Kostüm an der Weissensee-Akademie in Berlin absolviert, wie davor schon vor 9 Jahren an der Universität für Angewandte Kunst in Wien Kostümbild unterrichtet. Und was kommt nach der Kreativpause? »Ich lasse mich überraschen!«

Anzeige

Wir verleihen Ihnen Drucksachen Flügel!

ulenspiegel print media partner

ulenspiegel druck gmbh
birkenstraße 3
82346 andechs
tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspiegeldruck.de

Im Biergarten kamen Manuel Ewald und Armin Schmidt auf die Idee, in München ein Festival für den asiatischen Film zu veranstalten. Die Fans des »Heroic Bloodshed« – der Blut-Opern Made in Hong Kong – machten sich auf die Suche nach Partnern und wurden beim damals frisch eröffneten Mathäser-Kino fündig. Sechs Jahre lang, von 2004 bis 2009, veranstalteten sie dort und im Gloria das Asia Filmfest – das größte seiner Art in Deutschland – und verstanden sich dabei als Botschafter asiatischer Filmkultur. Nach einer mehrjährigen berufsbedingten Pause melden sie sich jetzt mit einem neuen, alten Asia Filmfest zurück, das vom 31. Oktober bis zum 7. November im Mathäser Filmplast stattfindet.

»Die sehen doch alle gleich aus«



Flying Swords | © Distribution Workshop

FLORIAN KOCH



Manuel Ewald | © Koch Media

MANUEL EWALD

Gemeinsam mit Armin Schmidt hat Manuel Ewald das »cindependent Filmmagazin« und anschließend das »Asia Filmfest« ins Leben gerufen. 12 Jahre lang hat er als freiberuflicher Editor und Cutter gearbeitet. Seit 2010 ist er in der Filmabteilung der Firma Koch Media als Projektmanager tätig.

Was macht für Sie eigentlich der Reiz des asiatischen Kinos – auch im Gegensatz zu Hollywood oder europäischen Filmen – aus?

AS: Zunächst einmal muss man vorausschicken, dass der Durchschnitt der Zuschauer andere Locations und amerikanische oder europäische Gesichter gewohnt ist. Da müssen sich viele erst einmal umgewöhnen; das betrifft natürlich auch die Sprache. Wir zeigen ja alle Filme im Original mit Untertiteln. Auch die Inszenierungen bzw. die Erzählweisen unterscheiden sich häufig fundamental von Hollywood, weil viele asiatische Filmemacher nicht dem Druck des Studiosystems unterliegen und mehr Freiheiten genießen. Da fehlt der Zwang des Entertainments oder des »Happy Endings« und da ist auch mal ein überraschender und erfrischender Genrewechsel mitten im Film möglich.

Ist das auch der Grund, warum es asiatische Filme so schwer haben im deutschen Kino?

AS: Das liegt vor allem an der Identifikation. Die meisten Kinogänger wollen doch mit der Hauptfigur mitfühlen, und das fällt vielen bei asiatischen Filmen schwer. Da kommt dann immer dieser dumme Spruch: »Die sehen doch alle gleich aus«. Deswegen gelten Filme aus Asien häufig auch als »Special Interest« und laufen in Europa hauptsächlich auf Festivals.

ME: Die meisten Kinogänger kennen noch einen Jet Li oder einen Jackie Chan, aber dann wird es schon eng. Außerdem besteht immer noch diese absurde Annahme, dass die Figuren in asiatischen Filmen nur herumfliegen und sich die ganze Zeit verprügeln. Um zu zeigen, dass es eben eine viel größere Bandbreite gibt, betreiben wir das Asia Filmfest. Nehmen wir zum Beispiel »A Simple Life«. Das ist ein ungeheuer bewegendes, preisgekröntes Drama, das auf der

ganzen Welt spielen könnte, aber es spielt nun mal in China und ist vielleicht deshalb im Ausland weniger erfolgreich, als es sein könnte.

Welche Filme aus dem Programm liegen Ihnen denn besonders am Herzen?

AS: »Pieta« von Kim Ki-Duk, der gerade den Goldenen Löwen in Venedig gewonnen hat. Diesem koreanischen Regisseur haben wir bereits eine Retrospektive gewidmet, und jetzt hat er nach seinem schwierigen Selbstdiagnostikstrip »Arirang« wieder zu seinen filmischen Wurzeln zurückgefunden. Außerdem haben wir erstmals drei 3-D-Filme im Programm. Darunter »Flying Swords of Dragon Gate«, der mit diesem Effekt wirklich etwas anzufangen weiß. Sehr lustig ist »Rent a cat« aus Japan, über eine Frau, die Katzen vermietet. Ein charmanter kleiner Film ist »Snowchild«, die Abschlussarbeit der deutschen Regisseurin Uta Arning, die auch zu Gast sein wird.

ME: Auch noch zu erwähnen ist »Tai Chi 0«, unser Eröffnungsfilm, der ganz frisch aus Venedig kommt. Der Film ist der erste Teil einer Trilogie und verschmilzt das alttümliche chinesische Actionkino mit Steampunk-Elementen. Das ist bunt, schräg und voller Ideen.

Auf den meisten Festivals sieht man gerade aus China und Hongkong immer die gleichen Namen wie Johnnie To oder Zhang Yimou. Was sind die Gründe dafür?

ME: In Hongkong ist der Produktionsschub völlig eingebrochen. De facto werden 90 Prozent weniger Kinofilme produziert als vor zehn Jahren. Deswegen kriegen eher noch etablierte Regisseure wie Johnnie To Filme auf die Beine gestellt als die Newcomer. Das Thailand-Kino hatte sein Hoch mit den Tony-Jaa-Filmen wie »Ong Bak«, aber das ist wieder

abgeflaut. Richtig stark ist Südkorea, da werden enorme Budgets in die Hand genommen. Und man konzentriert sich auf große Stoffe, die sich auch international verkaufen lassen.

In den frühen Neunzigerjahren gab es den Trend, dass Hongkong-Actionregisseure wie John Woo oder Tsui Hark von Hollywood abgeworben wurden. Gilt das heute für Südkorea?

ME: Es sieht danach aus. Jee-woon Kim hat mit Arnold Schwarzenegger »The Last Stand« abgedreht, Joon-ho Bong von »The Host« macht seinen ersten US-Film und »Oldboy«-Regisseur Chan-wook Park hat zuletzt mit Nicole Kidman zusammengearbeitet. In Hollywood hat man längst gemerkt, dass in Südkorea hochwertiges Kino entsteht, und das nutzt man. Allerdings gab es in Südkorea bis vor vier Jahren auch die staatliche Verpflichtung, dass 50 Prozent aller gespielten Filme aus Korea stammen mussten. Dieser Schnitt wurde jetzt auf 25 Prozent gelockert, was einen großen Effekt auf die Filmemacher hat. Jetzt kann man sich nicht mehr sicher sein, dass man seinen Film auch ins Kino bekommt. Und wie sieht es im Wirtschafts-Boomland China aus?

ME: Genau anders als in Südkorea. Da pumpen US-Studios gigantische Geldsummen in chinesische Produktionen. Deswegen ist Chinas Filmindustrie so auf dem Vormarsch – allerdings mit unkritischen Hochglanz-Vorzeigeproduktionen. Mal abwarten, was da noch auf uns zukommt.

Wie kam es denn ausgerechnet jetzt zur Wiederaufnahme des Asia Filmfests?

ME: Die Veranstaltung des Festivals frisst sehr viel Zeit. Und da wir uns in den letzten Jahren beruflich verändert haben, dachten wir uns: Wir machen mal eine Pause. Dann kam aber die Kinopolis-Gruppe, zu der auch das Ma-

Anzeige

www.artmuc.de

einzigARTig in münchen

ARTMuc
Magazin für Kunst und aktuelle Ausstellungen in München

MÜNCHEN IM FILM | 12

RALF WESTHOFF SHOPPEN (2006)



Pieta von Kim Ki-duk | © MFA + Filmdistribution

Achtzehnmal Einsamkeit. Für die einen ist es Prinzip, denn nur wer allein ist, kann Freiwild sein und auch solches jagen. Für die anderen ist es ein Mangel, Urquell für Einsamkeit und Melancholie. In »Shoppen« treffen sich achtzehn einsame Seelen zum Speed-Dating, der – nach Maßgaben des Kapitalismus getakteten – effektivsten Form der Liebeswerbung im 21. Jahrhundert. Allesamt sind sie Typen: Die dauerquasselnde Nervensäge. Der zänkische Öko. Der schmierige Aufreißer. Die verzogene Göre. Die heiße Nymphomanin.

Der Grund, warum sich ausgerechnet in München ein so großes Rudel illustrierender Singles versammelt, ist für den wuchtigen Landprügel unter den Herzensbrechern schnell gefunden: »Das liegt daran, dass die meisten Leute, wenn sie keine Singles mehr sind, so schnell wie möglich in ein Reihenhaus in Partenkirchen ziehen. Da kann der Partner keinen anderen mehr kennenlernen. Auf Partenkirchen ist Verlass in der Hinsicht.«

In München dagegen wird geflirtet, gevögelt, verlassen. Manche der Singles treffen sich nach den 5-minütigen Sprechportionen wieder, die einen aus kurioser Neugier, die anderen, weil sie sich tatsächlich erlauben wollen, glücklich zu werden. Und das in einem Stadttrevier, das bei Autor und Regisseur Ralf Westhoff nicht allzu gut wegkommt – mit Ausnahme der vielleicht schönsten Stadtrundfahrt in der Trambahn 19. Beispiel gefällig? »München ist 'ne Lebensfalle. Du sitzt im Café, freust dich über den Föhn, trinkst den Cappuccino ... und Zack! Plötzlich bist du 55 Jahre alt. Diese Stadt gaukelt dir vor, dass das alles immer so weitergehen wird.« Oder, ebenfalls ausgerufen von der zaghaft-zögerlichen Isabelle, deren biologische Uhr sehr wahrnehmbar tickt: »München ist ein Verhütungsmittel.« Am Ende wird sie mit dem steifen Controller, einem dieser verkrampten Zahlenjongleure, Fragebogenfetischisten und Freizeitbürokraten, die in München so heimisch sind, im Englischen Garten stehen und vom Monopteros auf die Stadt schauen. Doch ob die beiden wirklich eine gemeinsame Zukunft sehen, bleibt offen. Sicher ist am Ende nur, welche der 18 Seelen definitiv nicht zueinander passen und dass München in Liebesangelegenheiten ein schwieriges Pflaster ist.

MATTHIAS LEITNER

thäser gehört, auf uns zu und hat uns vorge-schlagen, Teile der Organisation zu übernehmen und uns das Festival quasi abzukaufen. Die Leitung des Programms behielten wir – in Absprache mit Kinopolis – weiter bei uns. Wir helfen jetzt noch beim Marketing mit und bringen unsere Erfahrungen, die wir in den Jahren zuvor gesammelt haben, mit in die Organisation ein. Die Wiederaufnahme soll auch keine einmalige Sache sein, denn das Asia Filmfest soll jetzt wieder jährlich in München stattfinden. Der Standort macht auch Sinn, nicht nur, weil wir hier arbeiten. Die Stadt ist kulturell sehr offen, hier gibt es viele Fans des asiatischen Films, und es kommen sogar Gäste aus der Schweiz und Österreich angereist.

Was wird sich aufgrund der Neustrukturierung verändern?

AS: Früher lief das Festival zwei Wochen, jetzt nur noch eine. Dadurch reduziert sich zwangsläufig auch die Zahl der Filme. Wir zeigen jetzt 20 Filme, früher waren es 50. Das soll aber nicht heißen, dass das Programm weniger interessant ist. Nach wie vor bemühen wir uns um einen Genre-Querschnitt aus Martial-Arts, Action, anspruchsvollem Drama und Comedies. ||

DAS ASIA FILMFEST

findet vom 31. Oktober bis zum 7. November im Mathäser Filmpalast statt. Weitere Informationen finden Sie hier: www.asiafilmfest.de



Armin Schmidt | © Armin Schmidt

ARMIN SCHMIDT

1980 in Passau geboren, lebt seit 2000 in München. 2012 gründet er die Media Agentur mUNIQ, die sich auf Konzept, Schnitt & Design im Bereich Spielfilm-Trailer konzentriert.

Anzeige



THE PHILOSOPHER'S
STONE
PROSECCO STATT PICASSO

Einer der größten Fehler unseres Schulwesens ist die Erziehung zur Kunst. Wie viele Generationen von Lehrern haben nicht schon Fleiß und Mühe darauf verwendet, ihren Schülern den »Faust« zu vermiesen? Und das meistens mit Erfolg, für ein ganzes Leben. Wer als Kind Schillers »Ode an die Freude« auswendig lernen musste, unter der Androhung schlechter Zensuren – dem ist damit die Freude an der Literatur meistens schon gründlich ausgetrieben.

Noch schlimmer ist eigentlich nur noch die kollektive Anwesenheitspflicht von Schulklassen in Kunstmuseen. Schon die schiere Tatsache des Zwangs verhindert jede Begeisterung (außer vielleicht höchstens »immer noch besser als Mathe«); und jede Schulklasse besteht immer aus einer Vielfalt von Beziehungen, die für Pubertierende allemal interessanter sind als die zur Kunst. Die nämlich ist eine strenge und elitäre Dame und gibt sich nur denen zu erkennen, die sich ihr in Ehrfurcht, Ruhe und Versenkung nähern.

Also: keine Kinder unter 16 Jahren ins Museum, und dann nur unter dem Nachweis strikter Freiwilligkeit!

Aber was kommt jetzt lärmend um die Ecke? – Keine Kinder. Sondern die »Lange Nacht der Münchner Museen«. Tausende, Zehntausende laute, lustige Münchner (rund 20 000 sollen's im letzten Jahr gewesen sein). Lauter Kunstfreunde? Das wage ich zu bezweifeln – man müsste all diese Menschen ja sonst im Normalbetrieb der Museen auch mal antreffen. Und rede sich keiner ein, hier gehe es um das Ausnützen der freien Abendstunden; es gibt Wochenenden und meistens auch Abend-Öffnungszeit für den ruhigen, ernst gemeinten Museumsbesuch. Nein, hier es geht's nicht um Kunst – hier geht's um Party. Hier geht es um ein gigantisches saisonales Spaß-Event, wie sie die Stadt so viele zu bieten hat zwischen Silvester am Friedensengel, Biergarten, Oktoberfest und Glühwein am Christkindlmarkt (der ja bekanntlich auch nicht viel mit Weihnachten zu tun hat, alles aber mit Alkohol). Die meisten gehen hin, weil die meisten anderen auch hingehen. Die Masse feiert immer sich selbst als Masse und erst ganz, ganz weit hinten den Anlass, aus dem sie zusammengesommen ist.

Von dem Hochsicherheitsrisiko wollen wir gar nicht groß reden, wenn die sonst so streng überwachten Heiligen Hallen der Kunst als Partyzone freigegeben werden. Die Museumsdirektoren haben wohl weniger Angst um ihre Schätze als vielmehr Interesse an den 20 000 Stimmen, die sie als Nachweis für die Einschaltquote so dringend benötigen in diesen sparwütigen Zeiten. Und schließlich braucht München solche Nächte auch für seine Tourismus-Agenda, wenn doch Berlin und Wien und viele andere Städte auch welche haben (wodurch die Städte allerdings mehr und mehr an eigenem Gesicht verlieren – das nur ganz nebenbei).

Aber wozu eigentlich das ganze elitäre Gemecker? Sollen die Menschen nicht auf ihre Weise Spaß haben dürfen, wenn ihnen nun mal Prosecco mehr zusagt als Picasso, was ja doch ganz legitim ist? – Natürlich sollen sie. Viel Spaß sogar. Sie sollen sich nur nicht einbilden, dass diese »Lange Nacht der Museen« der kurze Weg zur Kunst ist.

P.S.: Falls es mir jetzt noch immer nicht gelungen ist, Ihnen die Lust auf diese »Lange Nacht« zu verderben: In diesem Jahr findet sie am 20. Oktober statt :-).

ROLF MAY

Der Hollywood-Komplex



DAVID STEINITZ

Getarnt als Filmproduzent schmuggelte der CIA-Agent Tony Mendez 1979 sechs US-Diplomaten aus Teheran. So verrückt war diese Story, dass der Geheimdienst sie lange verschwiegen, erst in den neunziger Jahren wurde sie freigegeben und publiziert. Ben Affleck hat nun einen Film daraus gemacht, einen Film über die Macht von Hollywood – denn »Argo« erzählt nicht nur von den bitteren Unruhen während der iranischen Revolution, es geht auch um die Kraft des Kinos.

Affleck hat, da war er schon lange ein Schauspielstar, mit den beiden berührenden Boston-Thrillern »Gone Baby Gone« und »The Town« einen eindrucksvollen Start als Regisseur gehabt; in »Argo« nun wechselt er auf internationales Territo-

Ben Affleck erzählt in »Argo« von einer aberwitzigen CIA-Aktion während der iranischen Revolution und beweist: Das Kino ist eine Waffe.

In den USA, wo man immer ehrlich genug war, eine gute Story einfach zu lieben, auch wenn sie erfunden ist, hat diese wahre Begebenheit natürlich eingeschlagen wie eine Bombe – und früher oder später musste sich Hollywood zurückholen, was es da vor ein paar Jahrzehnten angezettelt hat. Dabei war der Plan des Agenten Tony Mendez gar nicht so fantastisch, wie er zunächst anmutet, denn der Film selbst hat schon immer zur Kategorie des militärischen Waffenarsenals gehört. »Das Schlachtfeld war von Anfang an ein Wahrnehmungsfeld«, bemerkt Paul Virilio in »Krieg und Kino«. Die Veröffentlichung der »Argo«-Akten hätte ihm einen weiteren Beweis dafür geliefert. Die Filmgeschichte ist ein Produkt der Kriege des 20. Jahr-



Die Drei vom Film: Ben Affleck, John Goodman und Alan Arkin planen ihren Kino-Coup | © Warner

rium: Als 1979 die iranische Revolution ausbrach, forderte Ruhollah Chomeini in einer Rede seine »lieben Schüler, Studenten und Theologiestudenten« dazu auf, mit allen Mitteln gegen die USA mobil zu machen, was dazu führte, dass ein tobender Mob die amerikanische Botschaft in Teheran stürmte. Hier setzt der Film ein: Überforderte Botschaftsangehörige schreddern panisch Aktenberge, während Hunderte iranische Demonstranten sich um die Mauern drängeln und die Zäune übersteigen. In der Folge wurden 52 Diplomaten 444 Tage lang als Geiseln gehalten, eine monströse außenpolitische Krise für Präsident Jimmy Carter.

Sechs Diplomaten konnten aber aus dem Gebäude fliehen und sich in der kanadischen Botschaft verstecken – von dort mussten sie so schnell wie möglich außer Landes gebracht werden. Affleck spielt Tony Mendez selbst, bärtig und entschlossen: ein Typ, der einen so verrückten Befreiungsplan entwickelt, dass alles topsecret sein muss. Als Filmproduzent will er nach Teheran reisen und die sechs Unglücklichen als seine Filmcrew ausgeben und sie dann mit neuen Pässen aus dem Land holen. Und wo sonst, außer in Hollywood, sind die Menschen so verdreht, dass sie bei diesem Coup helfen können? Mendez macht zwei abgeklärte Produzenten ausfindig – John Goodman und Alan Arkin spielen sie, voller Berufsethos: wenn schon ein Fake-Film, dann auch ein Fake-Hit! Ein echtes Drehbuch wird gekauft – »Argo«, ein kruder »Star Wars« -Verschnitt –, Castings werden abgehalten, Pressekonferenzen. Die Zeitungen berichten, alles muss echt aussehen. Für so ein Science-Fiction-Movie braucht man exotische Drehorte, wird verkündet, und so reist Mendez mit gefälschten Pässen in der Tasche ins brodelnde Teheran.

hunderts, die militärischen Innovationen wurden zu Innovationen der Kinokunst – Farb- und Tonfilm als Kriegsbemalung und Schlachtgeschrei.

Dass der Rettungsaktion überhaupt eine Chance auf Erfolg zugestanden wurde, ist ein kulturelles Paradox. Denn Amerika, gerade war es nach dem Mohammed-Schmähfilm wieder zu erleben, ist – als stärkste westliche Militärmacht, als Beschützer Israels – das erste Ziel von Protesten in der islamischen Welt. Einerseits. Andererseits ist der Zauber der Hollywoodfabrik auch bis zum hinterletzten Dorfmuhammad durchgedrungen, eine perfide Fortsetzung westlichen Kreuzzüglertums. Darauf vertraute Mendez – dass im blinden Hass vielleicht doch ein bisschen Stolz mitschwingen möge, wenn die ehrwürdige iranische Heimat zum Schauplatz eines Blockbusters wird.

Ein Coup mit nostalgischem Wert, weil die digitale Vernetzung ihn heute unmöglich macht. So wie abendländische Mohammed-Schmähungen früher keine Revolten auslösten, weil ihre Verbreitung beschränkt war, ließe sich heute keine erfundene Filmcrew mehr einschleusen. Ein paar Jahre vor dem Geiseldrama hatte die Band Aerosmith ihren ersten großen Hit, Affleck verwendet ihn für seinen Film. Steven Tyler kreischt »Dream On« und das ist auch die pointierteste Zusammenfassung des unendlichen Komplexes Hollywood. ||

»ARGO«
(USA 2012. Ben Affleck).
Ab 8. November im Kino.

Anzeige

Kreativer Kindertanz
Modern Dance & Improvisation
Modern Fusion
Jazzdance
Hip Hop
Pilates
Tai Chi Dao Yin
Tanztheaterprojekt für Leute jenseits der 60

Studio für zeitgenössischen Tanz
T. 089 · 34 93 24 · www.hasting-tanz-studio.de
Probestunden jederzeit möglich!

Eins, zwei, frei

In der Stripschule des »Munich Chippendale«, oder: Blankziehen dank Hollywood. Ein Selbstversuch.

MATTHIAS LEITNER

Kaum von der Rolltreppe aus dem Schacht gespuckt, empfängt mich ein Rudel Frühberauschter; die vom Alkohol gebräunten Paradiesvögel sitzen auf ihren Bierbänken wie auf dünnen, sehr wackeligen Stangen, stecken ihre Schnäbel in Weißbiergläser und verabschieden den Tag bereits um knapp 15 Uhr mit glasigen Augen Richtung Delirium. Da steht einer der Dimpfeln ruckartig auf, schwankt unmotiviert auf mich zu, meint aber zum Glück die Litfaßsäule hinter mir. Dort angekommen ratscht erst sein Reißverschluss, dann plätschert's und schließlich schnauft's erleichtert auf. Beobachtet wird die Szene von fünf Hollywood-Sixpacks, die mit selbstsicherem Lächeln auf der Litfaßsäule prangen. Das Plakat kündigt »Magic Mike« an, einen schwer erfolgreichen Film über männliche Stripper. Irgendwie hat genau der mich nach Obersending manövriert.

Kurz davor

Auch bei zweiter Überlegung ist es natürlich eine Schnapsidee. Einfacher, weniger peinlich außerdem, wäre es, sich hinter Büchern wie »Striptease. Die Geschichte der erotischen Entkleidung« oder »Striptease für den Göttergatten« am heimischen Schreibtisch zu verschanzen. Doch die Telefonnummer ist bereits gewählt. Es tutet. Vielleicht geht ja keiner ran. Doch. »Hallo, Strip Academy. Der Thomas hier.« Mein Anliegen ist gleich erklärt: Journalist hält es für eine schlaue Idee, den Selbstversuch zu wagen. Ex-Chippendale und Striptease-Europameister Thomas Hoffmann soll weiterhelfen. »Bist du wegen diesem Magic Mike darauf gekommen?« – »Ertappt.« – »Gruppenstunde habe ich die Woche keine mehr. Ab Freitag bin ich dann in Las Vegas. Musst halt alleine herhalten. Kommst morgen einfach vorbei.« Kaum hat der Meister aufgelegt, trudelt die Terminbestätigung ins Postfach, dazu eine Liste mit Sachen, die ich mitbringen soll: gute Laune, Anzug (Sakko und Hose), weißes Hemd, normaler Gürtel, Krawatte (Stichwort: James-Bond-Show), weißes Trägerunterhemd (»wird zerrissen«, verkündet ein Smiley), Halbschuhe passend zum Anzug, Seidentuch/Schal, am besten in schwarz, der um die Hüfte passt – oder eine britische Flagge, doppelte Unterwäsche (insgesamt zwei Tangas), eine Retro-Short (eng anliegend oder eine breitere Unterhose). Letzter Hinweis: »Das alles sollte sexy und edel aussehen.«

In der Höhle des Löwen

Raus aus der U-Bahn, vorbei an der besudelten Litfaßsäule. Vorbei an den Paradiesvögeln. Punkt 15 Uhr stehe ich vor der Haustür in einem Hinterhof von Obersending. Keine Leuchtschrift schmückt das Haus, kein anrühiges Klingelschild verweist auf nackte Tatsachen – bis auf leises Blätterscheln herrscht Stille.

Thomas empfängt mich mit einem breiten Lächeln unter blauen Augen und inmitten eines Solarium-braunen Gesichts: »Hallo. Servus. Da geht's runter.« Eine Treppe führt in den Keller, bewacht wird der von dem Kopf eines weißen Tigers, der an ein Brett geschraubt in die Wohnung glotzt und seine Zähne zeigt. »Gut gell«, kichert Thomas »Diese Amis. Das ist ein Schlüsselbrett.«

Wo andere ihre Modelleisenbahn platzieren oder eine Minibar, da hat Thomas eine Poledance-Stange, einen Lapdance-Stuhl und einen Schrank mit Hunderten von Kostümen: »Von Polizist über Strippolau bis Bauarbeiter. Alles selbst gemacht. Bis ins Detail original.« Thomas hat Gummibärchen und Sekt vorbereitet, das lockert die Stimmung: »Soll ja keiner befangen sein.«

Bin ich aber. Der laszive Blick, den Demi Moore über ihre Schulter wirft, hilft dabei nicht. Neben dem Plakat zu Moores »Striptease« hängen im Zimmer auch Autogrammkarten von Bruce Darnell, Detlef D. Soost und Heidi Klum. Allesamt signiert »für Thomas« – man kennt sich halt.

»Dann fangen wir mal an, oder?« Thomas hat schon seinen Stuhl auf dem blauen Teppich zurechtgerückt, die Anlage läuft, Christina Aguilera röhrte gerade ihr »Lady Marmelade« – im Keller riecht es nach Pfirsich.



Thomas Hoffmann, Ex-Chippendale und mehrfacher Strip-Europameister. Inhaber der Strip Academy sowie der Burlesque Academy © Thomas Hoffmann

grafik: up

Eins, zwei, frei

Die Übung zum Auftakt: Gehen. »Geh einmal ganz normal auf mich zu.« Normal, pah. Ich schreite, wie nur »Magic Mike« persönlich es kann. Leider ist Thomas nicht wirklich begeistert. »Sexy gehen ist die Basis. Ich forme immer von unten nach oben.«

Also: Füße eine Hand breit auseinander und nach vorne gerichtet, nicht wie Charlie Chaplin mit voneinander weggestreckten Schlappen dahinwatscheln. Dazu wippt die Schulter mit, immer versetzt zu den Füßen, das wirkt männlich. Die Augen sind geradeaus auf das Publikum gerichtet. Und auf keinen Fall die Hände schlaff baumeln lassen: »Die Hände sind die Augen des Publikums. Deshalb führen wir die ganz bewusst am Körper entlang.«

In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat Thomas schon viele Augen auf sich gerichtet gespürt. Angefangen hat die Karriere für Thomas bei Mister-Wahlen in Landshut, Mitte der Achtziger bekam er dann das Angebot, in Regensburg zu strip-pen. Schließlich hat der Autodidakt mit den Chippendales gestrippt, den Europameistertitel gewonnen und für Promis wie Bully Herbig – oder genauer: für dessen Mutter zum Geburtstag – seine Kunst demonstriert.

Das Geheimnis

Pause. Thomas sucht kniend nach einem Buch, das sich in einem Stapel auf dem Boden befinden muss. Ich begutachte derweilen das Kellerfenster, durch das kein Licht in den Keller dringt, weil es mit einer Holzvertäfelung eingekleidet ist, darauf zwei muskulöse Seemänner, die oberkörperfrei Armdrücken.

Thomas hat das Buch gefunden. »Die Autorin war auch bei mir und hat einen Kurs gemacht.« Wie lange die wohl gebraucht hat, um anständig geradeaus zu gehen? Über Thomas hat sie jedenfalls geschrieben: »Er ist das Monchichi unter den Chippendales.« Treffend. Thomas freut sich diebisch über den Satz, lacht, patscht sich auf seinen Bauch, für den das Sixpack schon

vor einiger Zeit weichen musste, gönnt sich ein Gummibärchen. »Weißt du, dieser Channing Tatum, der den Magic Mike spielt, der hat zwar wirklich einmal als Stripper gearbeitet, aber nur 7 Monate lang. Der hat doch keine Ahnung von dem Job. Ich mach das seit ich 18 bin.« Als nächstes stehen auf dem Programm: Hüftschwung, Showfinger, auch Hosenkнопfe öffnen will gelernt sein, und T-Shirt zerreißen – martialischer Höhepunkt jeder Performance.

»Muss ich mich eigentlich ganz ausziehen?« – »In England ziehen die ganz blank und wedeln mit ihrem Ding auch noch irgendwelche Figuren in die Luft. In den USA und in Deutschland ist man auf der Bühne nie ganz nackt. Es muss ja auch ein Geheimnis bleiben.« Ich gehe zurück auf Position: Augen geradeaus, die Füße eine Hand breit auseinander, die Schulter wippend im Takt. Def Leppard singt dazu: »I'm hot, sticky sweet. From my head to my feet, yeah.« ||

Anzeige

münchener
biennale
Internationales Festival
für neues Musiktheater

KLANGSPUREN PLUS

Mi 14. November 2012, Gasteig/Black Box, 20 Uhr

Gesprächskonzert der Münchener Biennale
mit dem Komponisten Atac Sezer

Johann Sebastian Bach
(1685 – 1750) Sonata in g-moll
BWV 1020
für Flöte und Klavier

Atac Sezer
(* 1979) Colorcatch für Flöte,
Violine, Viola und
Violoncello

Claude Debussy
(1862 – 1918) Sonate für Violine
und Klavier

Atac Sezer A-Circle für Akkordeon,
Violine, Viola und
Violoncello
Uraufführung
Auftragswerk der
Landeshauptstadt
München

Hanna Mangold, Flöte
Heather Cotrell, Violine
Klaus-Peter Werani, Viola
Hanno Simons, Violoncello
Stefanie Schumacher, Akkordeon

Siegfried Mauser, Moderation

Karten EUR 10,- (ermäßigt EUR 5,-)
über München Ticket Tel 089 – 54 81 81 81
www.muenchenticket.de
und an allen bekannten Vorverkaufsstellen.

www.muenchenerbiennale.de

münchener
biennale

Unerhörte Wucht und Gewalt



Der Münchner Komponist Jörg Widmann feiert mit »Babylon« seine zweite Uraufführung an der Bayerischen Staatsoper. Das Libretto stammt von Peter Sloterdijk. Ein Werkstattbesuch.

GABRIELE LUSTER

Babylon – schon als Kind liebte Jörg Widmann den magischen Klang dieses Wortes. Die Faszination blieb und entfachte die Phantasie des mittlerweile 39-jährigen Münchner Komponisten, dessen zweite Oper »Babylon« nun am 27. Oktober in der Bayerischen Staatsoper uraufgeführt wird.

Als Librettisten gewann Widmann den Philosophen Peter Sloterdijk. »Ich liebe seine Texte sehr. Sie haben Wucht, Gewalt, etwas Unerhörtes.« Für den Komponisten bedient der deutsche Denker die »im schönsten Sinne pathetische Form der Oper« mit »ungeheuren Bildern und einem präzisen Libretto«.

Kent Nagano wird am Pult stehen, das – so verrät der Komponist lachend – »sicher erweitert werden muss, weil die Partitur so großflächig ist. Schon der Eröffnungsschor ist 17-fach geteilt!«. Das Bayerische Staatsorchester, das 2003 bereits Widmanns erste Oper »Das Gesicht im Spiegel« uraufführte, ist dem Komponisten ein vertrauter und geschätzter Partner. Bei der Sängerbesezung kam die bayerische Staatsoper dem erfolgreichen Komponisten entgegen und engagierte die Sänger, für die er schreiben wollte, zum Beispiel Claron Mc Fadden, Anna Prohaska und Gabriele Schnaut.

Ebenso ist der Regisseur ganz nach Widmanns Geschmack: Carlus Padrissa von der spanischen Truppe La Fura dels Baus: »Er kann Träume auf die Bühne bringen«. Die Oper wird aus sieben Bildern bestehen, denn die Zahl 7 spielte bei den Babyloniern eine große Rolle. Die sieben Wochentage gehen auf sie zurück und sie verehrten sieben mal sieben Gottheiten.

Wie in jeder richtigen Oper geht es auch in »Babylon« um die Liebe. Aber naturgemäß auch um die Flut: Das zweite Bild versinkt in der babylonischen Sintflut. Für Widmann geht es dabei um Leiderfahrung, Ausgeliefertsein und Naturkatastrophen. Zur Besänftigung der Götter, so behauptet zumindest der babylonische Noah (Utnapitschim, ein Knabensopran), habe er ein Tier geopfert. »Aber das ist ein neuralgischer Punkt: Was hat Noah wirklich geopfert? Bei den Babyloniern waren Menschenopfer üblich. Sie wurden erst durch das Judentum abgeschafft«, erläutert der Komponist. Dem jüdischen Glauben sind zwei Protagonisten des zweieinhalbstündigen Werks zugeordnet:



Komponist Jörg Widmann und Librettist Peter Sloterdijk | Foto: Wilfried Hösl | grafik: aw

spielt dort und der Chor der gefangenen Juden, »Va pensiero« (Flieh' Gedanke), kommt einem in den Sinn, wenn man an Babylon denkt. »Verdi ist weit weg«, versichert Widmann für sein Werk, räumt aber ein, dass Sloterdijk ihn beim Chor der Juden dennoch anstachelte: »Da müssen Sie aber jetzt in Konkurrenz zum Italiener treten.«

Auch wenn die babylonische Sprachverwirrung im Libretto nicht vorkommt, übernimmt die Musik doch ihre Spiegelung, genauso wie die des babylonischen Turmes. Widmann sagt: »Meine üppigste und schwierigste Partitur verjüngt sich wie ein Turm. Diese strukturelle Setzung, dass sich die Szenen verkürzen, entsprechend des in die Luft strebenden Babel-Turmes war mir von Anfang an wichtig«. Der Prolog und das darauf folgende erste Bild am Fuße des strahlend erleuchteten Ishtar-Tors dauert noch 45 Minuten. Über die Sintflut, den babylonischen Karneval, die Propheten- und Opferszene und den Abstieg in die Unterwelt verkürzen sich die Bilder bis hin zum siebten und letzten, in dem als Finale ein neuer Vertrag zwischen Gott und den Menschen geschlossen wird. Es ist »die Zerstörung der Illusion«, wie Widmann erklärt. Babylonische Originalklänge sind zwar nicht überliefert, aber mit der Zeit entsprechenden Instrumenten – Rahmentrommeln und Schellen – wartet Widmann auf. Und meint, dass die »Elektra« von Richard Strauss neben seinem neuen Opus geradezu kammermusikalisch klingt. ||

BABYLON

Uraufführung: 27.10., 19.00 Uhr
Weitere Infos & Spielzeiten:
www.bayerische.staatsoper.de

Anzeige

RADSPIELER

Seit 1841



Schöne Möbel,
Stoffe, Glas, Geschirr
und besondere
Model!



F. Radspieler & Comp. Nachf.
Hackenstraße 7 · 80331 München
www.radspieler.com

Alles, was groovt

Die Corleone Bar ist nicht nur eine Bereicherung für das Münchner Musikleben, sondern macht auch durch ausgefallene Kunstaktionen auf sich aufmerksam – und hat eine der eindrucksvollsten Soundanlagen der Stadt.



BENEDIKT FEITEN

Ein hübsches Café in der Nähe des Sendlinger-Tor-Platzes, im Vorbeischlendern entdeckt. Man geht hinein, setzt sich an den dunkel verglasten Tisch in der Mitte des Raums und bestellt einen Espresso. Währenddessen streift der Blick über die Sitzzecke mit Fliesen, die unverputzten Wände, den Holzfußboden, die Hocker und das schwere Stahlstufenregal hinter der Bar. Jazziger Hip-Hop und Soulmusik kommen aus den Boxen und zwar so schön und klar, dass man stutzig wird. Wer den Klängen zu ihrem Ursprung folgt, sieht die beiden Lautsprecher, die über der Bar aufgehängt sind, so gekippt, dass sie auf die Mitte des Cafés zielen. Ein paar Meter weiter bemerkt man den Subwoofer, der wie ein Bullauge in der Wand eingelassen ist. Und wenn man dann wieder nach der Espresso-Tasse greift und den Tisch dabei doch noch einmal genauer anschaut, erkennt man, wie unter dem dunklen Glas zwei Plattenspieler hervorschimmern.

Der gleiche Ort, Samstagabend um Mitternacht: Der Kaffeetisch mit den Plattenspielern dockt nun an der Bar an – das rollbare DJ-Pult, das tagsüber als Stehtisch fungiert, ist wahrscheinlich das schönste Bild für das wandelsame Wesen der Corleone-Bar. Lässig gekleidete Menschen tanzen nun in der Mitte des Raums. Die Fenster sind mit schweren Vor-

hängen verkleidet, die Hocker beiseitegeschoben. Zorome, Künstlerin aus München, steht hinter dem DJ-Pult und schickt Afro-Beat durch die Boxen, später wird die Reise durch Soul und Hip-Hop führen.

Die DJs, die hier auflegen, sind nicht auf eine Stilrichtung festgelegt: Jazz, Afrobeat, Latin, Dub, Hip Hop, Electronic, Broken Beat, Downtempo, Reggae, Electronic, Pop, House, Techno, Funk, Rock ... Manchmal wird auch Livemusik in kleiner Besetzung gespielt.

Die Künstler Die2elastischen3, Dusty und LaLoakii ermöglichten dem Corleone Kontakte zur Münchner Musik-Szene. Vor allem die eigens für den Raum entworfene Anlage spricht sich unter Gästen und DJs herum. Ein DJ wie Explizit würde nie auflegen, wenn das Soundsystem nicht hervorragend wäre, ist das Betreiber-Duo Uli Gansloser und Michaela Schembari überzeugt.

Die Corleone-Bar ist von den Hintergründen der beiden Macher geprägt: Uli, der früher als Musiker »alles, was groovt« gespielt hat und Michaela als bildende Künstlerin. Nicht nur aus der Selbstbeschreibung »Kunst – Musik – Bar« ist abzulesen, dass die beiden das Corleone als Raum für verschiedenste künstlerische Ausdrucksformen sehen: die Bar als kultureller Begegnungsraum, als Treffpunkt und Kommunikationszentrum. Sie ist

auf Vernissagen oder multimediale Aktionen ausgelegt. Auch eine Spieleprogrammierer-Schule hat sich hier schon eingemietet. Noch zu selten werde das Potenzial der drei installierten Beamer und der vier Meter hohen Wände ausgeschöpft, sagt Michaela – gerade die Raumhöhe und die eingezogene Zwischendecke geben dem Corleone einen eigenwilligen Charakter. Hier hänge man nicht einfach nur Bilder auf. »Man muss etwas extra für den Raum machen.« Nicht viele taten das so beherzt wie etwa die Crew ABM, die Spraydosen digitalisierte, mit denen die Besucher dann via Beamer live an die Wände sprühen konnten. Oder wie die Künstlerin Betty Mü, die eine vielschichtige Installation mit frei im Raum schwebenden Plexiglasscheiben realisierte, die per Beamer farbenprächtig bespielt wurden.

Beim Umbau der ehemaligen Imbissbude ging es nicht nur darum, einen möglichst wandlungsfähigen Raum zu schaffen, sondern auch Problemen mit Anwohnern auszuweichen. Das vielgescholtene Kreisverwaltungsreferat sei eigentlich sehr tolerant, sagt Michaela. Es tritt nur in Aktion, wenn jemand anruft. Dazu allerdings braucht es in München nicht viel. Die inzwischen geschlossene Kneipe Waschkuhl, so erzählt sie, musste sogar einmal einen neuen Besen kaufen,

weil der alte zu laut fegte. Das Corleone verschanzt deshalb seine Klänge hinter einer vierfachen Verglasung. Der Zugang erfolgt abends nur noch durch den Hinterhof, zwei aufwändig gedämmte Tore lassen nur Gemurmel nach außen dringen.

Mit den Gästen hat es seit der Eröffnung noch nie Ärger gegeben. Auch in dieser Samstagnacht ist ein entspanntes, gemischtes Publikum vor Ort, das ausgelassen zu Al Hirts »Green Hornet Theme« tanzt. Uli und Michaela, die schon in den letz-

ten zwölf Jahren durch Zwischennutzungsprojekte wie die Kunstgärten, das L*aim oder das 5000 qm großen Neuland kulturelle Territorien in München eroberten, haben in diesem kleinen insularen Raum endlich eine permanente Bleibe gefunden. ||

Corleone | Sendlinger-Tor-Platz 7
Weitere Infos & Termine:
www.corleone.cc

Anzeige

MARINA ABRAMOVIĆ
ARS ELECTRONICA
IVAN BAZAK
PAVEL BRÁILA
ANETTA MONA CHISA
& LUCIA TKÁČOVÁ
ALEXANDRA CROITORU
ISTVÁN CSÁKÁNY
BILJANA DJURDJEVIĆ
IGOR GRUBIĆ
PRAVDOLIUB IVANOV
MAGDALENA JETELOVÁ
ANSELM KIEFER
MLADEN MILJANOVIĆ
TADEJ POGAČAR

14  14

14 x 14 – Vermessung des Donauraumes.
Positionen aktueller Kunst.

28.9. bis 24.11.2012
donumenta.de

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg
Oberpfälzer Künstlerhaus Schwandorf
Donau-Einkaufszentrum Regensburg

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Telefon: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch.

Redaktion Thomas Betz, Gisela Fichtl, Matthias Leitner, Gabriella Lorenz, David Steinitz

Autoren dieser Ausgabe Wolfgang Benz, Patrick Bethke, Thomas Betz, Gisela Fichtl, Christina Haberiik, Petra Hallmayer, Sven Hauschek, Günter Keil, Christine Knödler, Susanne Krones, Matthias Leitner, Gabriella Lorenz,

Gabriele Luster, Ingo Malcher, Rolf May, Marko Pflingsttag, Barbara Reitter-Welter, Katja Schneider, Katrin Schuster, David Steinitz, Andreas Strasser, Andrea Tholl, Erika Wäcker-Babnik, Christiane Wechselberger, Hanne Weskott, Lukas Wilhelm; Beratung Augenweide: Martin Potsch

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung ulenspiegel druck gmbh | Birkenstraße 3 | 82346 Andechs

Gestaltung | Layout | Illustrationen
www.bildundtext.biz | Anja Wesner, Sylvie Bohnet, Agnes Diehr, Susanne Gumprich, Uta Pihan

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
(jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September). Wählen Sie Ihr persönliches Abo:
Förder-Abo 50 Euro
Basis-Abo 25 Euro
Abo-Bestellung: Telefon 089 48920971
E-Mail: info@muenchner-feuilleton.de
oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
Kto.-Nr. 1278444 | Münchner Bank EG I
BLZ 701 900 00 | Stichwort: Förder-Abo oder Basis-Abo MF / Ihr Name

Hirn und Ton

Der Theatermacher Axel Tangerding hat den Bestseller »Musicophilia« des amerikanischen Neurologen Oliver Sacks adaptiert – eine szenische Reise in die Geheimnisse der Musik.



Axel Tangerding | Foto: Peter Hinz-Rosin



Mensch und Musik – die szenische Darstellung des Bestsellers »Musicophilia« | Foto: Regine Heiland

EVA MACKENSEN

»MUSICOPHILIA«
Reaktorhalle (Luisenstr. 37a)
15./16./17. November, 20.00 Uhr
Weitere Infos & Karten:
www.meta-theater.com
www.muenchenticket.de

Wie erklärt man das Prinzip Musik? Wie kann man es definieren, sodass gleichzeitig die Songs der Beatles, Beethoven und die Klänge des Didgeridoos darin aufgehoben sind? Musik erklingt in den verschiedensten Formen, und jeder ist ihr täglich ausgesetzt. Es scheint einem elementaren Bedürfnis des Menschen zu entsprechen, Musik zu machen,

zu komponieren oder zu produzieren, sich mit Musik zu umgeben.

Dabei ist unklar, wie Musik überhaupt entstanden ist, welchen Platz sie in der menschlichen Evolution einnimmt. Ihre Ursprünge liegen im Dunkeln und erscheinen auch in der anthropologischen Theorie allenfalls in einem diffusen Dämmerlicht. Es geht dabei um die Frage, ob die Sprache, die ja ebenfalls ein evolutionäres Alleinstellungsmerkmal des Menschen ist, durch die Musik, oder aber die Musik durch die Sprache erworben wurde, oder beide zugleich. Der Umlaut menschlicher Kommunikation, so eine Annahme, könnte auch eine Art psalmodierende Sprechgesang gewesen sein.

In jedem Fall deutet vieles auf einen engen Zusammenhang hin zwischen dem Spracherwerb und den frühesten Anfängen in der Musik. Umso erstaunlicher, dass sich die Hirnforschung erst relativ spät, seit den Achtzigerjahren, mit den neurologischen Auswirkungen der Musik beschäftigte. Und was für erstaunliche Erkenntnisse sie dabei gewann! In einem Buch, das vor fünf Jahren in den USA erschien und auf Anhieb zum Bestseller wurde, lässt sich das nachlesen. Der Autor ist Oliver Sacks, ein Schriftsteller und Neurologe, der bereits zuvor mit seinen populärwissenschaftlichen Werken über die Wunder und die Schrecken neurologischer Defekte weltweite Bestseller gelandet hatte. »Musicophilia«, wie das Buch im amerikanischen Original heißt, konfrontiert den Leser mit Fallstudien, die in vielfältiger Weise die Zusammenhänge zwischen Musik und dem menschlichen Gehirn beleuchten.

Der Titel bestimmt die Neigung zur Musik als eine menschliche Grundeigenschaft. Bedauerlicherweise signalisiert die deutsche Ausgabe diese Allgemeinheit nicht, das Werk heißt schlicht »Der einarmige Pianist«. Gemeint ist Paul Wittgenstein, der Bruder des Philosophen und Sprachanalytikers Ludwig Wittgenstein. Sein Fall wird vorgestellt in einem Kapitel, in dem es um Phantomglieder und andauernde Empfindung eines amputierten Körperteils geht – im Übrigen ein rein neurologisches Phänomen, und nicht, wie in der Medizin lange angenommen, ein psychologisches. Wittgenstein, einst ein virtuoser Pianist, verlor seine rechte Hand durch eine Kriegsverletzung. Er spielte fortan einhändig und gab zahlreiche Kompositionen für die linke Hand in Auftrag, unter anderem bei Hindemith, Prokofjew und Ravel. Die Fingersätze für seine Schüler arbeitete er unter Zuhilfenahme seines rechten Armes aus, an dem er immer noch jeden einzelnen Finger spürte.

Als der Theatermacher Axel Tangerding »Musicophilia« vor drei Jahren zum ersten Mal las, habe ihn das Buch förmlich angesprochen – er hatte sofort eine szenische Ver-

sion vor Augen. Er stellte sich eine Bühnenszenario vor, die Zustände beschreibt, in der es keine dramatische Handlung geben und der Hauptakteur die Musik sein sollte. Bereits vor seiner Lektüre hatte Tangerding einmal das Stück »The Man Who« von Peter Brook gesehen, das auf Sacks' vielleicht bekanntestem Titel basiert: »Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte«. Die Aufführung war ihm lebhaft in Erinnerung geblieben. Er wusste also, dass es möglich war, ein Buch von Sacks szenisch umzusetzen.

Axel Tangerding ist ein studierter Architekt, der während seiner Zeit an der Universität den Weg zum Theater fand. Im Jahr 1980 gründete er im Münchner Vorort Moosach das Meta Theater. Das Gebäude entwarf er selbst, im Bauhaus-Stil. Ein Ort, der mit seinem weitläufigen Bühnenraum, mit seinen hohen Wänden, die von filigranen Stahlrahmenfenstern durchbrochen werden, viel Platz für das Spiel lässt. Und für das Denken. Tangerding fing an, über die von Sacks beschriebenen Fallstudien nachzudenken. Über die Komponistin, die durch einen Unfall ihre Fähigkeit zum polyphonen Hören verliert und die Stimmen eines Streichquartetts fortan als vier dünne, scharfe Laserstrahlen wahrnimmt. Über die Studentin, die ganze Vorlesungen wörtlich nachsingen kann, weil ihr Gehirn das Gesagte in Musik übersetzt. Über die Alzheimer- und Demenzpatienten, die durch Musik wieder lernen, sich im Alltag zurechtzufinden.

Tangerding hat sich, als er gemeinsam mit dem Komponisten Steffen Wick und dem Autor Norbert Niemann eine musiktheatrale Fassung von »Musicophilia« einrichtete, oft gefragt, warum er Sacks' Fallstudien unbedingt auf der Bühne sehen möchte. Zahlreiche konzeptuelle Schwierigkeiten waren zu überwinden; das Ergebnis, ein Vier-Personen-Stück für zwei Musiker, eine Sängerin und einen Schauspieler kann im besten Fall eine Annäherung sein. Ein Versuch, dem Publikum die Innenwelt der Menschen in Sacks; Buch nahezubringen, einen Einblick zu geben in ihre Art des musikalischen Erlebens.

Das gesprochene Wort soll dabei bewusst der Musik untergeordnet sein. Steffen Wick hat in seiner Komposition mit klassischen Strukturen gearbeitet, die sich langsam zersetzen, die Modifikationen und Zerfallsprozessen ausgesetzt sind, wie sie auch in den Gehirnen der Patienten stattfinden. Für die Zuschauer wird es eine Reise ins Ungewisse. Das Geheimnis der Musik wird sie nicht lösen, allenfalls durch die Mittel des Theaters illustrieren. Vielleicht, so hofft Axel Tangerding, könne sie auch trösten. Die Aussicht darauf war letztlich der Grund, Sacks' Fälle auf die Bühne zu bringen: »Wenn das Ich sich durch Krankheit oder Alter auflöst – was uns bleibt, ist der Zugang zur Musik.«

Anzeige

Andreas Kuhnlein



Kunst
inklusive!

Berührt

20.10. – 12.12.2012

Geöffnet:
Mo – Do | 8 – 17 Uhr | Fr 8 – 13 Uhr
Feiertags geschlossen

Galerie Bezirk Oberbayern
Prinzregentenstrasse 14
gegenüber Haus der Kunst
80538 München
www.bezirk-oberbayern.de

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimatpflege

GALERIE
BEZIRK
OBERBAYERN

bezirk oberbayern

Indie aus der Blumenstraße



Tuó | The Exclusive | Amadeus |
alle Fotos © Flowerstreet Records

Das junge Musiklabel Flowerstreet Records veröffentlicht herrlichen Indie-Pop und hat sich in wenigen Jahren zu einer festen Größe in der Münchner Musikszene entwickelt.

ANDREAS STRASSER

»Vor vier Jahren habe ich aufgehört zu lügen«, erzählt Amadeus Gregor Böhm. Er tut das auf eine Art und Weise, mit der andere Leute davon berichten, wie sie das Rauchen aufgegeben haben. Die Devise ist ein wesentlicher Bestandteil seiner Unternehmensphilosophie, der 29-jährige Amadeus ist Gründer des Münchner Musiklabels Flowerstreet Records. Und man kann getrost behaupten: Ehrlichkeit ist sein Schlüssel zum Erfolg.

Flowerstreet – der Name kommt nicht von ungefähr: Das Label wird im Oktober 2008 in der Münchner Blumenstraße gegründet. Dort beginnt die Geschichte der Plattenfirma: Der Musiker Amadeus kann mit seiner damaligen Band Five! Fast!! Hits!!! schon einige Erfolge verbuchen, musiziert aber auch als Solokünstler. Sein erstes Album veröffentlicht er auf einem unabhängigen Einmann-Label, also einem Minilabel, das von lediglich einer Person geführt wird. Nun steht das zweite Album an und Amadeus beschließt kurzerhand die Veröffentlichung selbst in die Hand zu nehmen: »Warum es nicht selbst versuchen?«, fragt sich der 25-jährige damals. Und obwohl er nicht den leisesten Schimmer vom Musikgeschäft hat, packt er das Unterfangen mit seiner besten Freundin Hanna Kolb an. Die beiden gründen Flowerstreet Records.

Auf der Webseite des BR-Jugendprogramms on3 findet sich ein kurzes Video über die Anfänge des Labels: Das Büro ist damals in der Wohngemeinschaft untergebracht; die Bands proben im Keller, nebst angeschlossener Kegelbahn. Darüber kann Amadeus heute herzlich lachen, denn seine Firma hat sich gewaltig gemauert. Flowerstreet Records sitzt nun in einem Giesinger Studiokomplex und verfügt über eigene Regie-, Aufnahme- und Proberäume. Allein in diesem Jahr hat das Musiklabel 150 Shows veranstaltet und rund 250 Slots, also Festivalauftritte, an Bands vermittelt. Das junge Label besteht aus rund zehn Mitarbeitern, die dabei im Durchschnitt nicht älter als fünfundzwanzig Jahre sind.

»Zu Beginn hatten wir absolut keine Ahnung, wie das Geschäft funktioniert«, erinnert sich Amadeus. Doch die Grünschnäbel lernen schnell: durch unmittelbares Anwenden, durch Versuch und Irrtum, durch Beobachtung und durch gesunden Menschenverstand.

Weil sie den jungen Bands eine maßgeschneiderte Rundumbetreuung ermöglichen möchten, gründen sie eine Booking-, Event- und Promotionagentur gleich mit. Dadurch entsteht ein 360-Grad-Modell, das den Bandneulingen in alle Richtungen Türen öffnen kann. Es mache auch nur wenig Sinn, als reine Plattenfirma zu agieren, so Amadeus. Denn was solle man schon mit dem Album einer Band, die niemand kennt? Und wer komme schon zu Konzerten einer jungen Band, die kein Album und keine Promotion



habe? Das von Flowerstreet Records entwickelte Modell ermöglicht also eine Konstellation, die für alle Beteiligten, sowohl Musiker als auch Labelbetreiber, Vorteile bietet.

Dass es mit der kleinen Firma so weit kommt, hätte anfangs keiner gedacht: Eigentlich hatte keiner der Labelmacher beabsichtigt, über das erste Album hinaus noch weitere Alben und Bands zu veröffentlichen. Doch als Amadeus als Solomusiker auf Tour geht, lernt er schnell andere Bands kennen, die sich für sein Label interessieren und später einen Plattenvertrag unterzeichnen. Lucky Fish ist beispielsweise eine solche Band der ersten Stunde. Zufall sei es nicht gewesen, dass alles so gekommen ist, sagt Amadeus, aber es war alles andere als geplant.

Irgendwo zwischen Zufall und Planung liegt der Erfolg des Labels begründet, »die Leute vertrauen uns«, sagt Amadeus. Und hier kommt auch seine eingangs zitierte Devise sichtlich zum Tragen: vor vier Jahren hörte Amadeus auf zu lügen, zu rauchen und zu trinken. Zeitgleich kam ihm die Idee, ein Musiklabel zu gründen. »Das hat alles ganz gut zusammengepasst«, sagt er. Und dadurch, dass er die Leute nicht anlügt, vertrauen sie ihm. »Die wissen eben, wenn ich etwas sage, dann meine ich das auch so.« Ein ehrliches, vertrauensvolles Verhältnis zu den Künstlern ist ihm sehr wichtig. Und bei Flowerstreet Records wird den Musikern nicht ins Handwerk gepfuscht. »Das sind junge Künstler, die teilweise total jungfräulich an das Ganze herangehen, alles aufsaugen und jede Emotion in Songs verarbeiten.« Es sei ihm wichtig, dass



da niemand stehe und verlange, dass die Musik jetzt poppiger oder das Album bald fertig werden müsse. Amadeus versucht einen Raum zu schaffen, in dem die Künstler frei und authentisch arbeiten können. Dass man das auch inhaltlich und musikalisch bemerkt – davon ist Amadeus überzeugt.

Die Musik, die bei Flowerstreet Records veröffentlicht wird, lässt sich am besten als Indie-Pop, -Rock oder -Folk beschreiben. Das Label veröffentlicht größtenteils unabhängige Gitarrenmusik, hat jetzt aber auch einige Bands unter Vertrag, die elektronische Musik machen. Es gibt keine objektiven Kriterien, um unter Vertrag genommen zu werden. »In erster Linie muss mir die Band unheimlich gut gefallen und etwas in mir bewegen«, sagt Amadeus. Wenn er sich die Band anhöre, müsse es ihn berühren, es müsse etwas Spezielles haben.

Dass Amadeus Geschmack hat, das kann man am Erfolg von Flowerstreet Records sehen: Das Programm läuft gut, Bands wie Electric Kezy Mezy bringen bald ihr neues Album heraus. Die Vorproduktion für Veröffentlichungen von Künstlern wie Sarah Sophie, Sarah Lisa und Stray Colours laufen gerade an – alles unabhängige Bands, die schon eine gute Weile mit Amadeus zusammenarbeiten.

Was für ihn persönlich der schwammige Begriff »Indie« bedeute? Unabhängigkeit! Jeder solle Herr seiner Sache sein. Und Flowerstreet Records sei ganz und gar Indie. Daraus resultiere, dass man musikalisch absolut freie Hand hat, in allen Bereichen. Sagt Amadeus. Und das kann man hören. ||

Weitere Infos & Konzertdaten:
www.flowerstreetrecords.de

Anzeige

**Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.**

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Geld ist Gestaltungsmittel für Kultur und Bildung –
wenn wir es gemeinsam dazu machen.

Machen Sie's gut!
Werden Sie Mitglied.

www.gls.de

GLS Bank
das macht Sinn

Der Herbst vor hundert Jahren – Aus den Tagebüchern von Erich Mühsam

Herbst 1912: Erich Mühsam –

Anarchist, Dichter, Lebenskünstler und Herausgeber des »Kain«, der »Zeitschrift für Menschlichkeit«, lebt in Schwabing: in einer Kammer zur Untermiete, ohne festen Job, frei und konträr zu allen bürgerlichen Konventionen. In seinen Stammkneipen, der Torggelstube und dem Café Stefanie, verkehrt er mit Schauspielern, Malern und Schriftstellern. Mühsam diskutiert über Kunst und Politik, flirtet und trinkt, wie es ihm Spaß macht, und versucht so die Anarchie nicht nur zu predigen, sondern zu leben.



Erich Mühsam | © Erich-Mühsam-Gesellschaft, Lübeck

grafik: ad



Stammtischbrüder: Joachim Ringelnatz (links außen), Erich Mühsam (2. von links sitzend), der Graphiker u. Sammler Rolf v. Hoerschelmann (stehend in der Ecke)

München, Freitag, d. 6. September 1912.

Dieser Sommer ist fürchterlich. Es gießt unaufhörlich, ist kalt wie im Februar und alle Welt niest, schnaubt und spuckt. Recht die Stimmung, die mich auch innerlich beherrscht. Ich komme nicht weiter mit meinen Arbeiten und komme nicht heraus aus der Geldnot. Von Jenny bis jetzt nur Vertröstungen, die letzte allerdings schon verheißender als die früheren. Sie meint, spätestens morgen abend werde sich unser Schicksal entscheiden. Natürlich regt mich die Jenny-Angelegenheit ununterbrochen so auf, daß die übrigen Tatsachen ganz an Bedeutung verlieren. Ich bin allabendlich im Torggelhaus, und freue mich, wenn nette Frauen da sind. Die Valetti ist ein Prachtmensch, mit dem ich mich vom ersten Tag unserer Bekanntschaft an duze. Else Ward, sehr hübsch, ist auch ein lieber Kerl. Neulich wars sehr komisch. Sie hatte eine Vierzimmerwohnung gemietet, in der sie ganz alleine schlafen muß. Nun suchte sie krampfhaft nach einem »harmlosen Beischläfer«. Ich war ihr leider nicht harmlos genug. – Leider wird die Torggelstube seit einigen Tagen entstellt durch den neuen Korrespondenten des »Berliner Tageblatts«, einen Dr. Friedental, ein widerlicher Geselle, der fortwährend redet, alles am besten weiß und den Horizont eines Konfektionärs hat.

Gestern war im Hoftheater die Festvorstellung des Vereins Volksfestspiele: Calderons »Standhafter Prinz« von Georg Fuchs. Eine Frechheit. Das Calderonsche Stück ist reizend. Ich las es in diesen Tagen in der Reclam-Ausgabe. Was Fuchs daraus gemacht hat, ist widerwärtig. Die Handlung verdünnt und zusammengestrichen; dafür unheimlich breite ölige larmoyante Frömmeleien. Es war ekelhaft. Der Kerl will Hoftheater-Intendant werden und sich mit dieser Kriecherei vor dem Katholizismus bei den Pfaffen lieb Kind machen. Die Ablehnung war allgemein.

München, Dienstag, d. 10. September 1912.

Meine Arbeiten bleiben ganz zurück. Ich soll Herrn Schlömp Balladen schreiben, für die er Geld gäbe. Aber ich komme nicht dazu. Ich soll endlich den Sketch für Pallenberg schrei-

ben. Er steckt noch in den ersten Worten. Ich soll den Kain-Kalender für 1913 schreiben. Ich weiß noch kein Wort, das drinstehn wird. Ich soll hunderterlei und nichts geschieht. Gestern abend mit [Heinrich] Mann, Hertzog und Roda ins Torggelhaus. Von da mit Roda zum Krokodil. Von da mit Körting und Schmitz ins Plendl Billard spielen und schließlich mit den beiden in den »Serenissimus« zu einem Schnaps. – Heut hoffe ich, mit dem Sketch vorwärts zu kommen. Die Kasse ist wieder fast leer.

München, Montag, d. 16. September 1912

In den letzten Tagen ist wieder soviel durcheinandergelangen, daß ich wohl nur ganz wenig von dem, was mich inzwischen tangiert hat, festhalten kann – und ans Chronologische kann ich mich da schlecht halten. Übermorgen reise ich – und sehe, wenn nicht alle Zeichen trügen, meine Jenny wieder. Betrogen habe ich sie bis jetzt garnicht richtig. Gestern wars allerdings wieder nahe daran – und zwar war die häßliche Melanie Spielmann zum Essen bei mir, die mich aus – der Teufel weiß was für Gründen erotisch reizt. Ich hatte mich schon entblößt und sie war mit ihrer – auffallend schönen – Hand schon da, wohin verliebte Mädchen zu greifen pflegen, da gestand sie mir, daß sie unwohl sei. Das Schicksal ist gegen mich wie mir scheint und für Jenny, also doch für mich.

München, Sonntag, d. 29. September 1912.

Mit Lotte, Uli und Kutschas auf der Oktoberwiese. Noch eine kleine Episode mit Uli: Vorgestern traf ich sie im Torggelhaus. Als ich ihr beim Adjö die Hand küsste, nahm sie heimlich meine Hand und küsste sie ebenfalls. Dann sah sie mich unendlich lieb an und sagte: »Mühsam, du bist ja ein Dummkopf. Aber ich hab dich doch sehr gern.« – Ich war sehr glücklich. Uli ist immer noch das märchenhafte Wesen von ehemals.

München, Dienstag, d. 1. Oktober 1912.

Nun habe ich (1/4 nach 9 Uhr abends) den Leitartikel für die Oktober-Nummer des »Kain« fertiggeschrieben, und will doch nicht fortgehn, ehe ich nicht hier ein paar Daten festhalten habe. Mit meiner Treue gegen Jenny ist es nichts – wenn ich die bürgerlichen Begriffe anlegen will (Denn meine Liebe zu ihr ist so gut und treu, daß die kleinen Zwischenabenteuer ihr garnicht das Geringste anhaben können).

München, Freitag, d. 4. Oktober 1912.

Zunächst ein Theaterabend. Am Mittwoch im Residenztheater: »Mutterliebe« und »Wetterleuchten« – beides von Strindberg. Beider Inhalt: das Weib in seiner Tücke. In »Mutterliebe« geht ein junges Mädchen am Egoismus seiner Mutter kaputt, in »Wetterleuchten« zerstört ein Weib ihr eignes Andenken in der Erinnerung ihres geschiednen Mannes. Beide Stücke von

Kilian inszeniert. In »Mutterliebe« machte sich das peinlich fühlbar. Es wurde miserabel gespielt. Am schlechtesten war die Swoboda als die Mutter.

Nachher Kegelbahn, und dann »Simplizissimus«. Heut vormittag gab ich beim »Simpl« einige Witze ab. Ich traf dort Thoma, Geheeb und Thomas Theodor Heine, den ich – merkwürdigerweise – zum ersten Mal persönlich kennen lernte. Ich möchte gern an Stelle von Karl Borromäus Heinrich in die Redaktion eintreten. Dann wären alle Schwierigkeiten, unsre Ehe zu finanzieren behoben. Ich fürchte aber, es wird nichts draus werden. Mir traut kein Mensch fleißige Ausdauer zu.

München, Mittwoch, d. 9. Oktober 1912

Am Balkan ist der Krieg ausgebrochen. Montenegro hat angefangen, die Kriegserklärungen Bulgariens, Serbiens und Griechenlands an die Türkei werden wohl in den nächsten Tagen erfolgen. Worum es sich eigentlich handelt, wird aus den Zeitungen garnicht klar. Diese Leute wissen nur immer vom Episodischen der Ereignisse zu faseln, von den Zusammenhängen haben sie keine Ahnung.

Heut mittag kam ins Stefanie Uli und setzte sich zu mir. Zu meiner Überraschung ließ sie sich den »Figaro« geben, den sie eifrig studierte. Da sie nicht französisch kann, war ich höchst erstaunt und dann gradezu gerührt, als sie auf meine Frage gestand, sie sehe nur nach, ob vielleicht eine Kritik über Seewald drinstände, der in Paris ausgestellt hat. Ich mußte sehr lachen und sagte: Liebe lehrt französisch.

München, Montag, d. 14. Oktober 1912

Die Heiratsangelegenheit geht so langsam vorwärts, daß meine Nervosität immer größer und meine Arbeit immer trüber wird. Der neueste »Kain« ist direkt langweilig ausgefallen, und alles andre kommt garnicht voran. Vor allem muß ich endlich den Kain-Kalender in Arbeit nehmen, von dem ich noch garnicht weiß, was hineinkommt. Dann soll das Lustspiel steigen, und inzwischen muß ich doch Geld verdienen und weiß garnicht, womit. Gestern half mir H. H. Ewers mit 10 Mk aus. Sind die alle, weiß ich nicht weiter.

München, Donnerstag, d. 21. November 1912.

Im Theater war ich während der Zeit seit der letzten Eintragung nur ein einziges Mal, und zwar vor ein paar Tagen in Bahrs »Prinzip« das im Lustspielhaus (neuerdings vielmehr »Münchner Kammerspiele«) gegeben wurde. Das Ding ist nicht sehr belangvoll. Doch war die Aufführung teilweise sehr gut, und Lili Breda als sächsische Köchin so brillant, und so entzückend anzusehn, daß der Abend zum Erlebnis wurde. Nachher war ich mit Hermann Bahr, Wedekind und Frau, Robert und der Roland in der Jahreszeiten-Bar beisammen. Am nächsten Tag hielt Bahr einen Vortrag im Bayerischen Hof über Schauspielkunst, in dem er in brillanter Rede nicht sehr tiefe Dinge sehr geschmackvoll aussprach. Nachher wieder mit ihm zusammen in der Torggelstube.



Der Bohémien Mühsam als Literat im Café Stefanie und als gefährlicher Anarchist in zeitgenössischen Karikaturen |
Karikatur von Hanns Bolz im »Simplicissimus« ||
Das Wiener Café Stefanie Ecke Amalien-/Theresienstraße

nende Kritik des Herrn Richard Braungart zu lesen. Außer der Münchner Zeitung hat aber kein einziges Blatt es der Mühe für wert gehalten, von meinem Vortrag Notiz zu nehmen. Eine offizielle Veranstaltung des Neuen Vereins wird in den Münchner Neuesten Nachrichten einfach totgeschwiegen, weil man mich nicht mal als Lyriker leben lassen will. Ich will das hier vermerken, um das Pressgesindel unsrer Tage der dauernden Verachtung späterer Menschen preiszugeben. ||

(Auswahl und Einführung: Peter Künzel / Matthias Leitner)

Informationen zum Projekt und die von Chris Hirte und Conrad Piens bislang editierten Tagebücher finden Sie auf: www.muehsam-tagebuch.de

ERICH MÜHSAM

Erich Mühsams Tagebücher sind intime Zeitdokumente, literarisches Bekenntnis und Botschaft an die Zukunft. Er hat ein Leben im Widerstand gelebt – gegen Konventionen, gegen Kriegstreiberi und Unmenschlichkeit. Als einer der Initiatoren der Münchner Räterepublik wird er 1919 als »literarischer Hochverräter« zu fünfzehn Jahren Festungshaft verurteilt und erst 1924 begnadigt. Kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 wird Erich Mühsam von der SA verhaftet und vom Berliner Gefängnis in der Lehrter Straße erst in das Konzentrationslager Sonnenburg, später in das Konzentrationslager Brandenburg verlegt. Am 10. Juli 1934 wird er nach einer weiteren Verlegung von den SS-Wachmannschaften im KZ Oranienburg gefoltert und getötet. Der Berliner Verbrecher Verlag arbeitet an einer Edition der gesamten Tagebücher; Band Nummer drei, der die Jahre 1912 bis 1914 umfasst, wird im Oktober auf der Buchmesse in Frankfurt vorgestellt.

Bald hätte ich meinen eignen Ehrenabend vergessen. Am Montag, d. 11. November hatte ich im Gobelinsaal der Vier Jahreszeiten den I. Intimen Abend des Neuen Vereins zu bestreiten. Ich las Gedichte aus »Wüste«, »Krater« und dem Manuskript und hatte großen Beifall bei dem außerordentlich zahlreichen Publikum, das zum großen Teil nicht mal Platz zum Sitzen fand. Ich hatte die große Freude, am nächsten Tage in der »Münchner Zeitung« eine außerordentlich anerken-

Anzeige

bauwerk.

CAPITAL

ZWISCHEN NORD UND SÜD LIEGT DIE WELT. ZWISCHEN NORD- UND SÜDTERRASSE UNSER GARTEN.

SANKT-MAGNUS-STRASSE 31, MÜNCHEN Zwischen Isarhochufer und dem Waldgebiet im Münchner Süden gelegen, dabei hervorragend mit der Innenstadt verbunden: In Harlaching entstehen fünf familienfreundliche Maisonette- und zwei Penthouse-Wohnungen von 144 m² bis 202 m². Dank eigenem Garten mit Gartenhaus bzw. eigenem Dachgarten bildet jede Wohnung eine attraktive, unabhängige Einheit mit maximalen Sonnenstunden – willkommen in den eigenen vier Himmelsrichtungen.

Beratung und provisionsfreier Verkauf: 089 415595-15 / www.bauwerk.de

Bauwerk Capital GmbH & Co. KG, Prinzregentenstraße 22, 80538 München

